# Toni und Madlein.

Eine Erzählung von Albert Bürklin.

Illustrirt von G. Kühn.



Lahr.
Verlag von Moritz Schauenburg.

Preis 10 Sgr. = 36 kr.

# Toni und Madlein.

## Eine Erzählung

von

ALBERT BÜRKLIN.

**Motto:**

Das Gold nur nenne ächt und gut,
Das sich bewährt in Feuersgluth!
Die Tugend nur sei ächt gepriesen,
Die in der Probe sich erwiesen!



**Lahr.**

Verlag von Moritz Schauenburg.

# Inhalt.

# Erste Abtheilung.

## I.

Unsere Geschichte spielt im Jahre 18... in Bernbach, einem wohlhabenden Dorfe am Eingange eines der reizendsten Thäler, die am südwestlichen Abhange des badischen Schwarzwaldes gegen das Rheinthal sich öffnen. Wenn wir sagen, der Schauplatz dieser einfachen Erzählung heiße Bernbach, so bitten wir den nachsichtigen Leser, uns ein Erröthen ersparen und uns nicht mit der Landkarte in der Hand nachrechnen zu wollen. Die Rechnung würde nicht zu unsern Gunsten ausfallen, und wir würden gestehen müssen, daß „Bernbach", so wie einige andere Orts- und Personen-Namen, die einzigen Unwahrheiten sind, die wir zu verantworten haben werden. Sonst und in der Regel hassen wir die Nothlüge und verwerfen sie als einen diplomatischen Kunstgriff, mit welchem das Gewissen, um es von einer einfachen Lüge zu entlasten, mit einer doppelten Lüge belastet wird. Dieses Mal aber gebieten uns Rücksichten, von diesem Kunstgriffe Gebrauch zu machen, und zur

Rettung unserer Wahrheitsliebe erübrigt uns nichts, als ehrlich zu gestehen: „Wir haben gelogen!“

Und nun zu unserer Geschichte selbst.



Im Grasgarten des reichen Hofbauern Grether stand an einem schönen Maiabend des Hofbauern Tochter, die Madlein, und schaute hinter dem Haselnußhaage hervor, von diesem halb verdeckt, und die Augen mit der Hand beschattend, eifrig auf den Feldweg hinaus. Es war offenbar, die Madlein erwartete Jemanden. Der Tag war heiß gewesen, und das Mädchen hatte sich für seine Beobachtungen ein schattiges Plätzchen unter einem überhangenden Birkenbäumchen ausgesucht. Ihr runder Strohhut lag neben ihr im Grase; ihr

braunes Haar, auf der Stirn gescheitelt, fiel in zwei langen schweren Flechten über den Rücken herab; den nackten vollen Arm mit dem schneeweißen aufgebauschten Hemdärmel hatte sie um den Stamm des Birkenbäumchens geschlungen, und ihre runde, leicht gebräunte Wange ruhte an der weißen Rinde. Die Madlein gab, ohne es zu wollen oder zu ahnen, ein so reizendes Bildchen ab in dieser Abendlandschaft, daß sie einem Maler hätte zum Vorwurfe dienen können. Die wahre, ungeschminkte Grazie ist sich's selber unbewußt; darum finden wir sie öfter unter einem ländlichen Strohhute, als in unsern Prachtgemächern, wo sie meist schon durch den Tanzmeister oder sonst wie verfälscht worden ist.

Ein gesundes und prächtiges Mädchen war's, des Grethers Madlein, und wenn man ihr in die Augen sah — man sah recht gerne hinein —, so wußte man, daß es auch ein verständiges Mädchen sei. Es war wohl zu glauben, wenn der Herr Schulmeister Feldner sagte, seit zehn Jahren habe er kein so liebes Schulkind gehabt, und als es aus der Schule entlassen worden, sei ein Stück von seinem eigenen alten Herzen mitgegangen. Er halte das Mädchen fast für so verständig, wie des Haldenbauers Toni, aber doch nur fast, denn der sei das non plus ultra. Er war ein gar gelehrter alter Herr, der Herr Schulmeister, und Latein konnte er, daß die Bauern vor Verwunderung die Mäuler aufrissen und seine Gelehrsamkeit selbst von dem Doktor Seifen-Peter anerkannt werden mußte, ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, den Schulmeister in der Achtung der Bauern zu heben; denn der obengenannte Herr Doktor — wir werden ihn später kennen lernen — war nicht leicht geneigt, irgend eine andere Vortrefflichkeit anzuerkennen, als die seiner eigenen werthen Person. Mit dem Toni

aber war's ein ganz besonder Ding. In der Schule zeigte der sich so anstellig und gelehrig, daß der Herr Feldner eine helle Freude an ihm hatte, und oft beklagte er es, daß der Toni nicht in der Lage sei, „Geistlich“ zu studiren. „Geistlich studiren“ — der höchste Ehrgeiz der Bauern, namentlich aber der Bauernweiber, die um's Leben gerne von ihren „geistlichen Herren Söhnen“ sprechen. Mit dem „Geistlich studiren“ aber hatte es für Toni seinen eigenen Haken. Das ging nun einmal nicht; denn zum Studiren gehört nicht allein Kopf, sondern auch Geld. Der redliche alte Lehrer indeß konnte es nicht über's Herz bringen, daß so vieles Talent hinter dem Mistkarren verkümmern solle, und gab sich besondere Mühe mit dem Burschen. „Er trägt nicht schwer daran, und wer weiß, zu was er's noch brauchen kann,“ meinte der wackere alte Mann, und so kam es, daß sein Schüler unter den Bauern fast ein Gelehrter ward und Geschichte und Geographie beinahe so gut verstand, wie der Herr Lehrer selber, vom Rechnen und Schreiben gar nicht zu reden. Sogar ein wenig Lateinisch hatte er gelernt, und sich den gründlichen Haß des Herrn Doktor Seifen-Peter dadurch zugezogen, daß er es gewagt hatte, dessen Gelehrsamkeit in Zweifel zu ziehen und die Behauptung aufzustellen, der Herr Doktor sei bei Lichte betrachtet nichts mehr und nichts weniger als ein eingebildeter Dummkopf.

Alle Welt hatte des Hofbauern Madlein lieb; warum sollte also des Haldenbauers Toni sie nicht auch lieb haben, wie alle Welt? Er hatte sie auch, aber nicht wie alle Welt, o nein, um Vieles, Vieles mehr, und wäre die Welt noch tausendmal größer, als sie ist, und sie ist doch wahrhaftig groß genug. — Des Haldenbauers Toni war aber nicht nur der gescheidteste, nein er war auch der schmuckeste und, was die

Hauptsache ist, der bravste Bursche im Dorfe, und soweit wäre Alles recht gut gewesen, wenn er nur nicht dabei das Unglück gehabt hätte, auch einer der ärmsten Bursche im Dorfe zu sein, wenn nicht gar der ärmste. Das war freilich ein großer Fehler, den ihm Madleins Vater, der reiche Hofbauer Grether, nicht verzeihen konnte, denn den hatte der Reichthum übermüthig und trotzig gemacht und sein Grundsatz war: „Wer kein Geld hat, ist ein Lump.“ Sein Sohn, der Heiner, war noch ärger, und so war dem armen Toni des Hofbauern Thüre verschlossen. — Armuth zu ertragen ist eine schwere Sache, aber Reichthum zu tragen ist oft noch viel schwerer, es verstehts selten Einer. Der Hofbauer wenigstens hat es nicht verstanden, und dem hatten seine Kronenthaler eine Herzverknöcherung zugezogen, die kein irdischer Doktor kuriren konnte.

Die Madlein freilich betrachtete die Sache mit andern Augen, denn wir wollen es nur gestehen, auch sie war dem Toni so recht von Herzen gut, und sie hatten sichs auch schon gesagt. Die Liebe fragt Nichts nach Reichthum, es wäre denn der Reichthum, den Gott in unsere Herzen gelegt. Und weil die Madlein nicht nur ein braves, sondern auch ein resolutes Mädchen war, so hatte sie keck den Kampf aufgenommen zwischen dem Reichthum ihres Herzens und den Geldsäcken ihres Vaters. Ein junges unverdorbenes Herz ist ein starkes Ding, wenn es um seine Liebe kämpft. Jetzt war sie in den Grasgarten gegangen, um den Toni abzupassen, wenn er vom Feld heimkomme; sie hatte ihm etwas ganz Apartes und sehr Wichtiges zu sagen. — Hinter dem Erlenbusche, der die Aussicht in die Ferne verdeckte, erhob sich eine Staubwolke, und der Madlein stieg das Blut in's Gesicht — sie meinte, Er sei es. Er war's aber nicht, sondern um das Buschwerk bog

im scharfen Trappe ein Berner=Wägele und näherte sich rasch dem Platze, wo das Mädchen stand. Ein prächtiges Gefährt war's, wie Madlein in ihrem Dorfe noch keines gesehen. Die Leiterbäume, die Räder und alles Holzwerk hellgrün lackirt und roth eingebändelt, daß es einem in die Augen funkelte; die Benne mit silbergrauer Oelfarbe angestrichen; der Sitz ein Halbchaischen mit glänzend schwarzem Spritzleder, und die Pferde, nein, waren das stolze Rosse, mit ihren schneeweißen Muckengarnen und ihrem glänzenden Geschirre mit Messingbuckeln, die nur so in der Sonne blitzten. Die Madlein hatte vor lauter Erstaunen über das prächtige Fuhrwerk noch gar keine Zeit gehabt, auch den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten in's Auge zu fassen. Jetzt aber, da das Gefährt ganz nahe war, that sie es — und ein Ruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen; sie wurde weiß, wie ihre Hemdärmel und mußte sich fester an dem Birkenstämmchen halten, denn es verschwamm ihr Alles vor den Augen.

„Herr Gott, der Holländer=Maier!" murmelte sie. „Der abscheuliche Mensch!"

Einen Augenblick schwankte sie, ob sie vor der nahenden Gefahr davonlaufen, oder bleiben solle, aber auch nur einen Augenblick, dann trat sie, die Hand auf das Herz pressend, entschlossen gegen den Haag vor; denn sie hatte sich's zurecht gelegt, was sie thun wolle, und erwartete den Holländer=Maier festen Fußes. Dieser saß ganz behaglich in seinem Halbchaischen und schien keine Ahnung zu haben von dem Ehrentitel, der hinter dem Haage hervor ihm so eben entgegen geschickt worden war, denn als er die Madlein hinter dem grünen Busche erblickte — das Mädchen war bildschön in seiner Aufregung, die ihm das Blut wieder in das Gesicht gejagt und

seine dunklen Augen blitzen gemacht hatte —, entfuhr ihm ein Ausruf der Freude und er riß die Rappen so plötzlich und heftig zurück, daß sie in die Hacken sanken. — Herr Maier, der sich in seinem Fuhrwerke aufrichtete, war ein stattlicher Dreißiger; eine gedrungene, starkknochige Gestalt, mit einem vollen von Gesundheit und Gutmüthigkeit strotzenden Gesichte, in dem zwei kleine graue Augen lustig blitzten, und in welchem das freundliche Grinsen, zu dem er seinen breiten Mund verzog, den Ausdruck der guten Laune und der Behäbigkeit, mit der seine ganze Person übergossen war, nur erhöhte.

Daß Herr Maier ein sehr wohlhabender Mann sein mußte, sah man auf den ersten Blick. Seine Kleidung, ein Mittelding zwischen ländlicher und städtischer Tracht, war von feinem Tuche; aus der schwarzen Sammtweste bambelte ein silbernes Uhrgehänge, schwer, fast wie eine kleine Ankerkette; an dem Finger trug er einen löthigen goldenen Ring; das schwarze Atlastuch, das er lose um seinen markigen Hals geschlungen, war mit einem silbernen Anker zusammen geheftet von so gewaltigen Dimensionen, daß es nicht unmöglich schien, mit ihm ein kleines Rheinschiff vor Anker legen zu können. Kurz, der Reichthum war, wenn auch nicht gerade zur Schau gestellt, doch so augenfällig und so überall an der werthen Person des Holzhändlers zu bemerken, daß man über den Reichthum selbst keinen Augenblick im Zweifel sein konnte.

„Grüß Gott! Jungfer Grethern!“ rief Herr Maier, indem er vor Vergnügen zwei Reihen prachtvoller Zähne sichtbar werden ließ, und setzte den Fuß auf das Rad, um abzusteigen. „Grüß Gott! Das ist ja schön von der Jungfer, daß sie mir entgegen kommt! Das ist mir eine große Ehre!“

Die Jungfer aber schien anderer Ansicht zu sein, denn sie erwiderte den Gruß kaum mit einem fast trotzigen Kopfnicken, und schien gar nicht zu bemerken, daß der Herr Maier ihr seine fette Hand entgegenstreckte; und die Hand mit sammt dem goldnen Ringe blieb in der Luft schweben, bis sie ihrem Eigenthümer selber zu schwer wurde und er sie mit einem etwas verblüfften Lächeln wieder sinken ließ.

Sie aber schaute dem Holzhändler fest in die Augen und sagte: „Bleib der Herr nur sitzen. Der Herr ist letz dran, wenn er meint, ich sei wegen ihm herausgekommen; und wenn der Herr wegen mir gekommen ist, so kann er nur gleich wieder umkehren."

Der so angeredete Holzhändler blickte ganz verduzt in das glühende Gesicht des Mädchens. „Das sind kuriose Reden von der Jungfer," entgegnete er und sprang von dem Fuhrwerke herunter. „Ich glaub die Jungfer will mich utzen? Hat ihr der Vater Nichts gesagt? Wir sind einig, der Vater und ich, wir haben Alles abgemacht, und die Jungfer — sie war mir ja von je her gut —, ist meine Braut, wie sie wohl weiß."

Das Mädchen wehrte mit beiden Händen: „Bleibet nur drüben über dem Haag, Herr Maier, und höret, was ich Euch zu sagen habe. Ich thu nicht utzen, behüt mich Gott, mir ist nicht spaßig zu Muth. Ich war Euch wohl von jeher gut, weil ihr ein Freund seid von meinem Vater und ein braver Mann, wie ich glaube, aber zum Heirathen gehört mehr, als nur gut sein, Herr Maier, und wenn Ihr heirathen wollt, so bin ich nicht mit dabei. Ich lasse mich nicht verschachern, Herr Maier, nein, nicht um alle Eure holländer Stämme und holländer Dukaten, und ...." — der Madlein schoß das helle Wasser in die Augen — „und wenn meine arme Mutter nicht gestor=

ben wäre, so wär's nicht so weit mit mir gekommen und .... und — daß Ihr's nur wisset, Herr, eher todtschlagen lasse ich mich vom Vater, ehe ich's thue."

Das war deutlich, und dem erstaunten Holzhändler kam's auch so vor. Er traute seinen Ohren kaum. Das war die Madlein nicht, die immer so freundlich gegen ihn war, und so war er nicht gewohnt mit sich reden zu hören. Endlich fand er die Sprache wieder: „Potz tausend sa sa! Mädel, was soll das heißen? Meinst Du, ich bin hierher gekommen, um mich von Dir narren zu lassen? Da wollen wir einmal erst ein Wort mit dem Hofbauern reden! Der Jungfer wird auch noch der Kopf zu Recht zu setzen sein!"

Mit diesen Worten war der Holzhändler, der sich viele Mühe gab, seinem dicken Gesicht einen recht zornigen Ausdruck zu geben, in sein Chaischen geklettert, und eben wollte er seinen Aerger mit einem tüchtigen Peitschenhiebe seinen Rappen entgelten lassen, da begegnete sein letzter Blick auf die Madlein einem so trostlosen und flehenden aus ihren Augen, daß er die Peitsche sinken ließ und brummte: „Nun, was soll's noch? hat die Jungfer mir noch Etwas zu sagen nach diesem saubern Willkomm?"

Das Mädchen aber, noch eben so aufgeregt und trotzig, war auf einmal eine ganz andere geworden. Demüthig trat sie bis dicht an den Haag und sagte mit bittender Stimme:

„Herr Maier!"

„Nun, was giebts?"

„Verzeihet mir, wenn ich eben grob gewesen bin."

„Nun, fein war's gerade nicht," erwiderte der Holzhändler halb besänftigt und betrachtete mit Wohlgefallen die schöne Gestalt vor ihm, „aber wenn die Jungfer so kommt und Vernunft annehmen will, nun denn ...."

„Das will ich nun gerade nicht,“ sagte die Madlein und wischte sich die Augen, „aber Euer Gesicht hat mir Muth gemacht, und ..... — ich möchte Euch gerne um Etwas bitten.“

„Wetter-Mädel! Nun so heule nur nicht, ich kann einmal die Weiberthränen nicht vertragen. Schwätz, was willst Du noch?“

Die Madlein, gerade als hätte sie es extra in der Schule gelernt, wie man es machen müsse, um einem Menschen das Herz zu rühren, faltete die Hände auf der Brust und sah aus ihren feuchten Augen so beweglich zu dem ehrlichen Holzhändler empor, daß es diesem ganz kurios wurde. Er mußte an seine Frau selig denken, denn er war ein Wittwer und er hatte seine Frau sehr lieb gehabt, und gerade solche Augen konnte sie machen, wie die Madlein eben.

„Herr Maier,“ sprach diese und ihre Stimme klang so sanft und weich, gerade wie sie muß, wenn sie durch eine Sammt-Weste und ein Atlastuch hindurch in das Herz eines Holzhändlers dringen soll —, „Herr Maier, ich bin ein junges einfältiges Ding, und Ihr seid ein reicher angesehener Mann; deswegen passen wir nicht zusammen, und sehet, darum wollt ich Euch bitten, Ihr sollet mich doch lieber nicht heirathen und sollet eine Stadtmamsell nehmen, die ist eher für Euch.“

Jetzt war es mit dem Unmuthe des Holzhändlers vorbei, und über seine breiten Züge zuckte es wie Wetterleuchten. „Eine Stadtmamsell? Gerechter Himmel, was das Mädel für Einfälle hat! Das könnte mir passen; so ein zimpferliches Ding in einer Verpackung von Watte, Fischbein und Faßreifen, so breit wie ein Scheuernthor, daß man die eigentliche Mamsell aus dem Krimskrams gar nicht heraus finden kann. Ha ha, ha! Kommt mir allemal vor, wie der Schwengel in unserer großen Kirchenglocke, so ein armes

Ding. Nein nein, Jungfer Grether, nichts da von Fischbein und Watte, ich brauche eine Frau mit soliden Knochen und einem gesunden frischen Herzen, wie meine selige war, und wie Sie ist, wie ich mir einbilde, und darum Jungfer wenn's weiter nichts ist, so . . . . ."

„Es ist aber noch Etwas," flüsterte die Madlein und forschte ängstlich in den Augen des Holzhändlers, die mit gutmüthiger Neugierde auf ihr ruhten, „denn . . . denn . . . . . . . O Herr Maier, machet mich armes Ding nicht unglücklich und fahret wieder heim, denn seht . . . . Ihr müsset es doch einmal wissen . . . . ."

Das Mädchen war ganz zutraulich geworden —, durch den Haag hindurch bis an das Chaischen getreten und hatte die breite Faust des Holzhändlers zwischen ihre kleinen Hände genommen. „Denn seht . . . . ich . . . . ich habe schon einen Schatz! So jetzt ist's heraus; und da werdet Ihr doch einsehen, daß ich Euch nicht auch heirathen kann?"

Dies sagte sie so einfach und unbefangen, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, daß sie einen Schatz habe, und von dem Holzhändler eine entsetzliche Dummheit, so Etwas nicht zu wissen.

Das Gesicht des Holzhändlers hatte sich, als er seine rauhe Faust in einem so ungewohnten Futterale fühlte, mit einem behaglichen Lächeln übergossen. Nun aber zog er die Hand rasch zurück und rief:

„Was sagt Sie? Einen Schatz? Schaut's da heraus? —"

„Ja, und wisset Ihr, Herr Maier, ich hab' den Toni einmal in mein Herz aufgenommen und hab's ihm versprochen,

daß ich ohne ihn nicht leben will. Der Toni glaubt an mich, sein Glaube soll nicht zu Schanden werden, und was ich versprochen habe, das halt' ich, so lange ich's Leben hab'! Kann ich anders, Herr Maier? saget selber, darf ich anders?"

„Gerade wie meine Frau selig," brummte der Holzhändler und suchte seine Rührung dadurch zu bewältigen, daß er sich mit der Faust gar heftig die Nase rieb. „Wetter-Mädel, braves Herz! Da komme ich freilich zu spät. Hätt's früher wissen sollen, so hätt' mir's eine schwere Stunde erspart. Geschieht mir aber schon recht. Erst das Mädel fragen, und dann den Vater, so ist es Brauch in der Welt. Geschieht mir recht, ganz recht." Und laut setzte er hinzu: „Na, Jungfer, nur nicht wieder flennen; ich bin ja kein Eichenklotz, und daß Sie mich nicht mag, das weiß ich jetzt. So, so, einen Schatz? —, und Toni heißt er?"

„Ja, Toni, dem Haldenbauer selig sein Toni," sagte die Madlein und lächelte wieder, denn sie fühlte, daß sie gewonnen habe.

„Ein wackerer und ein hübscher Bursche der Toni, ich kenne ihn; neben dem kann ich freilich nicht aufkommen," erwiderte Herr Maier, und gab seinen Rappen einen etwas unsanften Fitzer, daß sie erschrocken auffuhren aus ihrer Beschaulichkeit, der sie sich während der ihnen gänzlich uninteressanten Unterredung überlassen hatten, und einen höchst ungemüthlichen Seitensprung machten.

„Brrrh!" rief der unglückliche Bräutigam und nahm die Zügel zusammen, „ich glaube wir haben heute Alle Mucken im Kopfe! Brrrh! Ruhig, Hans! So, so!" und Herr Maier ließ die widerspenstigen Thiere eine halbe Wendung machen, daß sie den Kopf der Heimath zu streckten.

„Na, nichts für ungut, Jungfer,“ setzte er freundlich hinzu und streckte dem Mädchen zum Abschiede die Hand hin, „Nichts für ungut. Mich hätte Sie los. So was erfährt man lieber vor, als nach der Hochzeit. Ich für meine Person will mit dem Hofbauern schon fertig werden; aber der Toni, der wird einen harten Stand haben, denn er ist ein armer Teufel und ..... Nun schauet zu, wie Ihr zuweg kommt. Ihr habt die Suppe mit einander eingebrockt, esset sie auch mit einander aus.“

Diesmal ließ die Madlein des Holzhändlers Faust nicht umsonst in der Luft schweben, nein sie nahm sie noch einmal zwischen ihre Hände und drückte sie dankbar.

„Gott lohne es Euch, Herr Maier, Ihr seid ein braver Mann! und wenn Ihr meinem Vater schreibt, so macht's glimpflich, sonst muß ich's büßen und der Toni. Das Herz ist mir so schon schwer genug.“

„Will's schon machen,“ erwiderte Herr Maier, und faßte die Peitsche. „Und Jungfer, wenn Sie einen guten Rath braucht, oder sonst Etwas, so weiß Sie jetzt, wo Sie ihn haben kann: beim Holzhändler Peter Maier in Neuseck!“

„Allons, Hans, in zwei Stunden müssen wir daheim sein! Behüt' Sie Gott, Jungfer!“

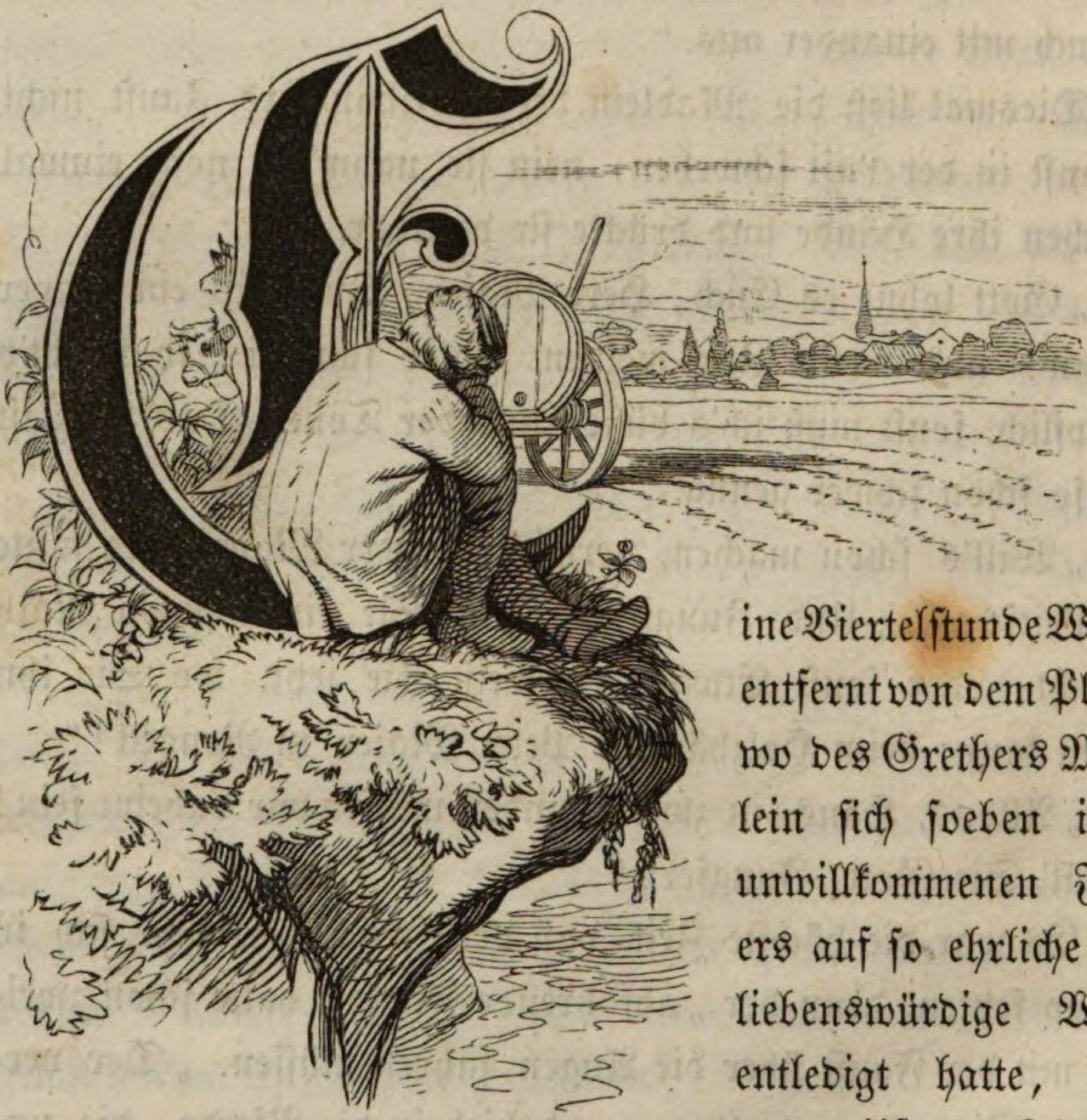
Es war die höchste Zeit, daß der Hans u. Comp. sich in Trapp setzten, denn der „abfahrende Freier“ hatte schon zweimal mit der Faust über die Augen fahren müssen. „Der verfluchte Wind,“ murmelte er, und hieb in die Pferde, die unwillig über die ungewohnte Behandlung die Köpfe schüttelten und im scharfem Trappe ausgriffen.

„Das war ein dummer Streich, und es wird mir zu schaffen machen, bis ich die Geschichte aus dem Kopfe habe.

Muß ich alter Esel noch solche Tollheiten machen! Der Steffe wird die Ohren aufsperren, der gute Narr! Er hat sich so sehr gefreut. Wir sind halt Alle Narren gewesen. Hü, Hans!“

---

## II.



Eine Viertelstunde Weges entfernt von dem Platze, wo des Grethers Madlein sich soeben ihres unwillkommenen Freiers auf so ehrliche und liebenswürdige Weise entledigt hatte, hart an dem Ufer des Flusses, der noch angeschwollen von dem gestrigen Gewitterregen, schäumend in seinem tief eingeschnittenen Bette einhertobte, stand auf einem frisch gepflügten Felde ein mit zwei Kühen bespannter Wagen, mit einem leeren Fasse beladen, das keinen-

falls die Bestimmung hatte dem Bacchus zum Göttersitze zu dienen. Der Inhaber dieser ländlichen Befruchtungsmaschine, ein junger stattlicher Bauernbursche, saß unbekümmert um das Thun und Treiben seiner Schützlinge, auf einem Felsblocke am Ufer des Flusses, und starrte — in seltsamem Gegensatz mit seinem frischen, blühenden Gesichte — ziemlich trostlos in das wilde Wasser hinab.

Trifft man einen jungen Menschen, der einsam am Ufer eines Flusses sitzt, und melancholische Zwiegespräche mit den Wellen hält, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Melancholikus — er sei denn ein fischender Engländer — von Schulden oder Liebe geplagt ist.

Wenn der Wagen dort am Ufer des Flusses ein eleganter Jagdwagen, wenn das trübselig die Köpfe hängende Kühepaar ein Gespann feuriger in die Zügel schäumender Prachtrosse und wenn der junge Mensch auf dem Felsblocke, statt mit Pelzmütze, Zwilchkittel und plumpen Holzschuhen, mit einem feinen Seidenhute, modischen Fracke und Lackstiefeln bekleidet gewesen wäre und anstatt der braunrothen Backen, mit zarter Bläße angehauchte, schmale Wangen gehabt hätte, so würden wir uns unbedingt für „Schulden" entschieden haben, als die einzige Ursache, die jungen Herren von solchen Qualitäten in unsern aufgeklärten Zeiten ernstlichen Kummer zu bereiten im Stande ist.

Hier aber, bei diesem einfachen jungen Bauernburschen, bei dem man auf den ersten Blick erkennen konnte, daß er mit den Gewohnheiten der sogenannten nobeln Gesellschaft so vertraut sein mochte, als seine Kühe mit den Regeln eines Steeple-chase, bei diesem kann man eine so noble Passion, als unbe-

zahlte Schulden sind, nicht voraussetzen, hier müssen wir uns dazu entschließen, an Liebeskummer zu glauben.

Wenn wir nun gar dem geehrten Leser in dem philosophirenden jungen Menschen zum erstenmale des Haldenbauers Toni, den Helden unserer Geschichte, vorstellen, so wird man die Ursache seines trübsinnigen Nachdenkens ahnen. Vollkommen aber wird man die Größe seines Kummers erst verstehen, wenn man erfährt, daß der Doktor Seifen-Peter vor einer halben Stunde von der nahe vorbeiziehenden Straße von Renseck nach dem Felde zu abgebogen war, um dem armen Toni, der dem nicht sehr poetischen Geschäfte des Mistpfuhlens oblag, die Nachricht in das Ohr zu flüstern:

„In Renseck werde von nichts anderem gesprochen, als von der Verlobung des reichen Holzhändler Maier mit des reichen Hofbauern Madlein, und in 14 Tagen sei die Hochzeit."

Toni zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Schreckensbotschaft, er sah an dem freudigen Grinsen in Peters Gesicht, daß er dieses Mal gegen seine Gewohnheit nicht gelogen habe. Hatte er doch selbst kurz zuvor den Holländer-Maier mit seinen stolzen Rappen Bernbach zu vorbeijagen gesehen; und jetzt wußte er, warum ihm beim Anblicke des reichen und glücklichen Mannes ein Stich ins Herz gegangen und es in ihm aufgestiegen war, wie Zorn und Haß gegen einen Menschen, der ihm in seinem Leben noch nichts zu Leide gethan hatte.

Dem Peter gönnte er nicht die Freude seinen Schmerz zu sehen, und wendete ihm mit einem kurzen: „Was geht's mich an?" den Rücken.

„Hi, hi, hi!" kicherte dieser, „hab nur gedacht, es wird

dir Freude machen," und eilte, den Barbierbeutel über die Schultern werfend, und halblaut vor sich hinlachend die Straße weiter.

Toni aber setzte sich auf das Felsstück am Ufer, legte sein Gesicht in beide Hände und ein großer Schmerz senkte sich in sein Herz. Tonis Schmerz aber war kein so kränkelndes blasirtes Ding, das ein seufzender Seladon im Spiegel betrachtet, um zu sehen, wie ihm der neueste Liebeskummer zu Gesichte stehe; sondern sein Schmerz war ein ächter, gerechter — ein zorniger Bauernschmerz. Jetzt war Alles aus, jetzt war keine Hoffnung mehr, der reiche Mann hatte ihm Alles genommen, was ihm lieb war auf dieser Welt; er hätte sterben mögen vor bitterm Weh, oder — er hätte den Mann vernichten können, der ihm sein Glück geraubt, und was vorhin eine Ahnung des Hasses war, das war nun zum wirklichen Hasse geworden gegen seinen glücklichen Nebenbuhler. Was hatte der Mann vor ihm voraus, das ihn berechtigte, ihn unter die Füße zu treten? Der Mann war brav, das mußte Toni grollend zugeben, und hochgeachtet im ganzen Thale, dessen Wohlthäter er geworden war. Aber Toni war auch kein schlimmer Mensch, das Zeugniß durfte er sich selber geben; er that freudig seine Pflicht in dem kleinen Kreise, der ihm angewiesen war, und wenn seine Bildung ihn über diesen kleinen Kreis erhob und ihm die Erfüllung der niedern Pflichten eines Bauernknechtes erschwerte, so konnte dieser Umstand ihn in seiner Selbstachtung nur erhöhen. Tonis Herz schlug in warmem Mitgefühl für seine Mitmenschen, und um als Wohlthäter seiner Mitmenschen geachtet zu sein, wie der Holzhändler Maier es war, dazu fehlte ihm nichts, als dessen Reichthum. So meinte Toni.

„Geld, Geld und wieder Geld!“ murmelte Toni ingrimmig, „das ist Alles in Allem. Geld öffnet die Thüren und die Herzen, Geld macht geachtet und geehrt, Geld ersetzt Jugend, Herz und Geist, und Geld ist's allein, was der Holländer-Maier vor mir voraus hat, das ihn glücklich, mich aber unglücklich macht. Was habe ich davon, daß der gute alte Feldner sich abgemüht hat, mir Herz und Geist zu bilden? Die Bildung die mich über den Bauern erhebt, läßt mich nur schmerzlicher fühlen, daß ich auf immer an den Mistkarren gefesselt bin und nimmer glücklich werden kann.“

Man sieht, der junge bäurische Philosoph philosophirte so falsch, als man mit 20 Jahren nur falsch philosophiren kann, und indem er über sein Schicksal grollte, dachte er nicht daran, daß er auf dem besten Wege war, sein Schicksal zu verdienen, indem er sein Herz dem Neide, dem Hasse und der Unzufriedenheit öffnete.

Seine trüben Gedanken wurden unterbrochen durch Rädergerassel und flüchtigen Hufschlag. Er kannte den Ton, er fühlte instinktmäßig, daß es der Holländer-Maier sei, der von seiner Werbung heimkehrte. Aber er mochte ihn nicht sehen; er wendete den Kopf nicht, sondern er senkte ihn tiefer nieder, und Thränen des bittersten Unmuthes fielen auf den Rasen.

Ein neuer Gedanke hatte ihn erschreckt. „Madlein! Sollte auch sie?“

Gestern noch hatte er sein Mädchen gesprochen; aber sie war heiter und unbefangen wie immer gewesen, und mit keiner Silbe hatte sie ihn ahnen lassen, was bereits, wie er nun wußte, Stadtgespräch in Renseck geworden war.

Jetzt meinte er nicht nur seine Liebe, jetzt meinte er auch

den Glauben an seine Liebe verloren zu haben, und daß die Madlein falsch sein sollte, das war ihm noch das Aergste von Allem.

Ein lauter Angstruf schreckte ihn aus seinem Brüten, er fuhr von seinem Sitze auf. Ein Blick auf die nahe Landstraße, die kaum 50 Schritte von dem Ufer des Flusses vorüberzog, zeigte ihm, daß Unheil geschehen war. Das glänzende Fuhrwerk des Holzhändlers Maier kam in vollem Jagen die Straße daher. Die Pferde waren durchgegangen, die Zügel auf dem Boden nachschleifend. Der Holländer-Maier selbst, halbaufgerichtet von seinem Sitze, suchte die wilden zügellosen Rosse durch laute Zurufe zu bändigen. Die Veranlassung zu diesem Unfalle war augenscheinlich ein Gypsfigurenhändler, vor dessen Kunstschätzen die Rosse gescheut und dem in Gedanken vertieften Besitzer des Fuhrwerkes die Zügel aus der Hand gerissen hatten. Der Eigenthümer des Kunstkabinets hatte im ersten Schrecken über das Unheil, das er angerichtet, seine Kostbarkeiten auf die Straße geworfen und blickte dem dahin jagenden Gespann mit großer Verblüffung nach.

Das laute Geschrei des Holzhändlers war keineswegs geeignet, die unbändigen Rosse zur Ordnung zu bringen. Immer wilder wurde ihr Rasen. Jetzt mit einem gewaltigen Seitensprunge setzten sie über den Straßengraben und stürmten in tollem Laufe gerade der Stelle zu, wo Toni stand. Die Gefahr war groß; denn in wenigen Augenblicken mußten Roß und Wagen in dem tiefen felsigen Flußbette zerschmettern. Dem armen Holzhändler blieb der Anblick dieser gräßlichen Gefahr erspart; er war durch die gewaltige Erschütterung auf den Boden des Fuhrwerkes niedergeworfen worden und zap-

pelte sich dort fluchend ab, um aus der Umstrickung eines Knäuels Stroh, Teppichen und Leitseilen los zu kommen.

Toni stand hochaufgerichtet mit glühenden Wangen. Ein häßlicher Gedanke war in ihm aufgestiegen, der Gedanke, daß die nächste Minute ihn von seinem gefährlichen Nebenbuhler befreien könne.

Er ballte die Fäuste auf seine klopfende Brust; der Athem stockte ihm; sein Hirn wirbelte — wie sinnlos starrte er den tollen Rossen entgegen.

Doch nur zwei Sekunden lang kämpfte er mit der Versuchung; dann stürzte er, einen lauten Schrei ausstoßend, den Pferden entgegen und fiel ihnen mit gewaltigen Armen in die Zügel. Die erschreckten Thiere stutzten und sprangen zur Seite. Noch zwanzig Schritte schleiften sie ihren muthigen Gegner, der sich mit Riesenkraft an ihren schaumbedeckten Gebissen festklammerte — dann hielten sie stille, am ganzen Leibe zitternd. Zwei Schritte weiter, — und sie würden in die tobenden Wellen gestürzt sein.

Toni, mit keuchender Brust, arbeitete sich unter den Pferden hervor und wischte sich die blutende Wange, die von der gebrochenen Deichsel verwundet war. Sonst blieb er unverletzt.

Der Holzhändler hatte sich aus seinem Fuhrwerke herausgearbeitet und stand jetzt, das Stroh abschüttelnd und seine mächtigen Glieder streckend, auf festem Grund und Boden.

„Donnerwetter, das hat gegolten!“ sagte er mit einem scheuen Blicke nach dem steilen Ufer, „das hätte einen tüchtigen Plumpser gegeben!“

„So, Du bist's, Toni? Deine Hand her Bursche; ich glaube, Du hast mir das Leben gerettet!“

Toni stand trotzig zur Seite und rührte sich nicht.

„Nun, was ist mit Dir, Bursche? Willst Du meinen Dank nicht annehmen und mir die Hand geben?!“



„Nein, ich will Euch die Hand nicht geben!“ sagte Toni unwirrsch und machte sich mit der zerbrochenen Deichsel zu schaffen; „Eure Haud hat mir zu vieles Leid angethan; ich mag sie nicht.“

„Ho, Ho, Ho!“ lachte der Holzhändler, „pfeift der Wind aus dem Loch?“ Dann setzte er hinzu, und sein Auge ruhte mit Rührung auf dem trotzigen jungen Menschen: „Du hast's also gewußt, und Du hast's dennoch gethan mit Gefahr Deines eigenen Lebens? Das ist wacker mein Junge, das ist brav gethan. Und jetzt will ich Dir sagen, daß Du mir Deine Hand wohl geben darfst; ich hab's um Dich verdient und Du sollst noch mehr von mir hören.“

„Also, her damit!“ und Herr Maier schüttelte dem widerstrebenden Toni herzlich beide Häude. „So, so, mein Junge! Jetzt helfe mir noch das verrackerte Fuhrwerk zurecht machen, und dann mache, daß Du fort kommst. Es wartet Jemand auf Dich in's Hofbauers Grasgarten, dort hinter dem Haselnußhaage. Ho, Ho! wie der Bursche roth wird! Hab ich's getroffen?“

Nach einer Viertelstunde war das Fuhrwerk wieder in Ordnung, und die durch den Schrecken lammfromm gewordenen Pferde schleppten mit hängenden Köpfen den Wagen durch das frisch gepflügte Feld nach der Landstraße zurück. Hier, mitten auf der Straße stand noch die unschuldige Veranlassung zu der soeben geschilderten Catastrophe, der unglückliche italienische Kunsthändler, und betrachtete mit betrübten Blicken die Trümmer seiner Herrlichkeiten.

Er hatte den Versuch gemacht, dem Schutzengel den Kopf wieder aufzusetzen und den abgebrochenen Arm wieder anzukitten, aber wozu? Der Engel hatte nichts mehr zu schützen; denn seine Schutzbefohlenen hatten sich in Atome aufgelöst, und so warf er seufzend den armen Engel zu dem Uebrigen.

Hier lagen sie, die stolzen Fürstentrümmer! Es war ein

Umsturz, wie ihn die Weltgeschichte niemals aufzuweisen hatte; denn die Potentaten von halb Europa fuhren in Scherben auf der Straße umher.

Die bekannte Nase Napoleons III. lag unter dem historischen Hute seines großen Oheims; der Pabst war seiner Mitra verlustig geworden und hatte seinen heiligen Leib auf seinen eigenen Krummstab gespießt; die irdenen Reste des Kaisers von Rußland, der Königin Viktoria und des türkischen Sultan's lagen in nie gesehener Einmüthigkeit in einer Pfütze, und der Kaiser von Oestreich hatte so gänzlich den Kopf verloren, daß man seine kaiserliche Existenz nur noch aus einem sehr übel zugerichteten Rumpfe herauszustudiren vermochte. Nur ein sehr grün, roth und gelb bemalter Papagei war der allgemeinen Zerstörung entgangen und blickte stolz und triumphirend auf die fürstlichen Trümmer herab.

„Nun, Freund Italiener," sagte der Holzhändler und klopfte dem trostlosen Savoyarden auf die Schultern, „wozu dieses Jammergesicht? Lasset den Plunder liegen, und fahret mit mir nach Renseck, ich will das schon in Ordnung machen."

„Lebe wohl Toni, ich werde Dir diese Stunde nicht vergessen. Grüß mir die Madlein, hörst Du? sie ist ein tüchtig Mädel und Du wirst Deine liebe Noth mit ihr haben." —

„Hü Hans!"

Und fort rollte das gelbe Bernerwägele.

Als Toni mit seinen Kühen den Heimweg antrat, da kreuzten allerlei kuriose Gedanken seinen Kopf. Vor Allem dankte er Gott, der ihm in einer großen Versuchung beigestanden, und eine Befriedigung senkte sich in sein Herz, die die Folge jeder guten und männlichen That ist.

Sein zweiter Gedanke war Madlein. Was waren das für kuriose Reden, die der Holländer-Maier führte? Sollte der Doktor Peter dennoch gelogen haben? Doch nein, unmöglich: der Holzhändler war mitten in der Woche im Sonntagsstaate; er war geputzt wie ein leibhaftiger Bräutigam, und warum sollte er jetzt keiner mehr sein, da er doch vor zwei Stunden noch einer war? Sollte der reiche Mann mit ihm, dem armen Burschen, einen grausamen Spaß getrieben, und sollte ihn die Madlein dennoch verrathen haben? Toni runzelte die Stirne, rückte die Pelzmütze trotzig auf dem Kopfe, und finstere Gedanken zogen durch seine Seele.

Als er aber mit seinen Kühen gegen des Hofbauern Grasgarten kam und sah die Madlein an dem Birkenbäumchen stehen, wie sie ihm schon von Weitem zuwinkte und wie sie durch den grünen Haag schlüpfte und ihm entgegenflog, da wurde seine Stirne wieder glatt und sein Herz wieder leicht.

„Ich wäre ja selber ein Schuft, so Etwas zu glauben von dem Mädel,“ murmelte er und rannte von seinem Fuhrwerke hinweg, dem Mädchen entgegen.

„Toni!“ rief ihm die Madlein zu und die Freude lachte aus ihrem Gesichte, als sie ihm beide Hände entgegenstreckte. „Toni, endlich kommst Du! Ich habe Dir eine Stunde lang zu erzählen und nur zwei Minuten Zeit.“

„Doch was hast Du?“ setzte sie erschrocken hinzu, „Du blutest ja?“

„Pah!“ lachte der Toni und preßte des Mädchens Hände in den seinen, „pah! das hat nichts auf sich, eine kleine Schramme, nichts weiter.“

„Was, eine Schramme?“ sagte das Mädchen ängstlich, „das blutet ja stark, das ist ja eine Wunde? Da nimm!“ und

sie riß das seidene Tuch von ihrem Halse, „da nimm das Tuch und verbinde Dich. Was ist denn geschehen?“

„Das Tuch?“ sagte Toni mit leuchtenden Augen, „das Tuch will ich schon nehmen, aber für meinen Backen ist ein Pflaster gut genug; das liebe Tuch will ich besser verwahren,“ und damit schob er es in die Brusttasche.

„Ein Abenteuer ist geschehen, Madlein, ein großes Abenteuer, höre zu.“

Die Madlein und der Toni gingen miteinander Hand in Hand neben den Kühen her, und dem Toni schien die Sonne gerade mitten in's Herz hinein und zu den Augen wieder heraus, als er seinen Schatz so an der Hand hatte, ihm in's gute, treuherzige Gesicht schaute und die Erlebnisse der letzten Stunde erzählte.

„Das ist brav von Dir, Toni, o das ist brav von Dir!“ rief das Mädchen und betrachtete ihren Geliebten mit zärtlichem Stolze. „Wie glücklich macht mich's, daß Du das gethan. Der Mann hat's um Dich verdient, daß Du so wacker gehandelt; denn höre nur.“

Die Madlein erzählte in rascher, kurzer Rede, aber lange genug, um auf einmal wieder allen Sonnenschein in Tonis Herzen auszulöschen. Sie erzählte, wie der reiche Holzhändler beim Vater um sie geworben, wie der Vater sein Jawort gegeben und diesen Morgen erst mit ihr darüber gesprochen habe. Wie der Vater gar so hart mit ihr gewesen, als sie sich habe weigern wollen, und wie ihr Bruder, der Heiner, getobt habe, als sie nur ein klein wenig vom Toni habe anfangen wollen. Den Abend sei sie herausgelaufen, um dem Toni Alles zu sagen, und da habe das Glück ihr den Holz=

händler in den Weg geführt, und wie sie mit ihrem Bräutigam fertig geworden sei.

„Siehst Du, Toni," setzte die Madlein hinzu, „der Maier, der ist ein rechtschaffener Mann und hat ein goldenes Herz unterm Brusttuch, daß man ihn lieb haben muß; Gott vergelt's ihm! Und jetzt, Toni, sei heiter und mache kein so finster Gesicht; denn jetzt ist ja Alles gut."

Der Toni hatte noch kein Wort geredet; aber er war bei der Erzählung der Madlein bleich und roth geworden, und auch die beiden Kühe, die „Bläß" und die „Scheck", hatten ihre Theilnahme durch bedenkliches Kopfschütteln an den Tag gelegt.

„Ja, Madlein," sagte der Toni und schaute ernst vor sich nieder, „Du hast Recht, der Maier ist ein braver Mann, und jetzt freut mich doppelt, was ich ihm gethan habe."

„Aber, Madlein," setzte er hinzu, indem er stehen blieb und dem Mädchen wehmüthig in die Augen sah, „aber Madlein, daß der Maier zurückgetreten ist, deswegen ist noch nicht Alles gut. Ich kenne Deinen Vater und seinen Sinn. Siehe, Madlein, es ist mir heute so Manches durch den Kopf gegangen, und mir will das Herz im Leibe zerspringen, daß ich Deinem Glücke im Wege sein soll. Es ist so, ich mag es drehen und wenden wie ich will; denn des armen Haldenbauers Bub kann des reichen Grethers Tochter kein Glück bringen. Ich seh's voraus, wie's kommen muß."

„So, und wie muß es denn kommen?" eiferte die Madlein und stellte sich ihrem trostlosen Liebhaber mitten in den Weg, daß der Toni, die Kühe, der Wagen und Alles einen unfreiwilligen Halt machen mußten. „Willst Du mich etwa nimmer, weil mein Vater Geld hat und Deine Mutter kein's?

Was weißt denn Du, was arm ist und was reich? Nein, Du weißt es nicht, ich aber weiß es, Toni. Du bist's, Toni, der reich ist, reicher als Du meinst, mit Deinem braven Herzen, und wenn ich Dich kriege — und ich kriege Dich, weil ich will —, so mache ich die reichste Parthie im ganzen badischen Land, und meinetwegen das würtemberger Ländle noch dazu genommen."

„Ja, Du hast gut reden," sagte der Toni mit traurigem Lächeln, „wenn's nur das wäre, wir zwei wollten's schon fertig kriegen. Aber Dein Vater, Dein Bruder und die ganze Freundschaft, die werden schon anders reden und werden sagen, es sei mir nur um das Geld. Schau, Madlein, das ertrage ich nicht, und wenn ich schon nur ein armer Teufel bin, so bin ich doch ein ehrlicher Kerl, und wenn ich an meinen braven Vater denk' unter'm Boden, so laßt mir's keine Ruh', daß ich mit des reichen Hofbauern einziger Tochter hinterrucks eine Liebschaft angezettelt, von der der Vater nichts wissen darf."

„So, Toni," fiel die Madlein ein und drückte ihm recht herzlich die Hand, „jetzt stehst Du auf dem rechten Fleck. Siehst Du als noch nicht, wie reich Du bist? Ja, Du hast Recht und das habe ich Dir eben sagen wollen. Ich habe meinen Katechismus auch nicht umsonst gelernt, und will meinen Vater ehren, wie ich kann, und wenn er auch ein wenig rauhbautzig ist, so ist er doch gut gegen mich, der Vater. Heute Abend noch, nach dem Betzeitläuten — er ist am zuthunlichsten in der Zeit — werd' ich's ihm merken lassen, daß er nicht ganz und gar vom Himmel herunterfällt, wenn Du am Sonntag nach der Kirche mit Deiner Mutter auf den Hof kommst und sagst: Vater Grether, das und das, und so

und so, und gebt mir Eure Tochter, wir haben einander schon lange lieb.“

Jetzt aber fing dem Toni an der Verstand stille zu stehn; denn wenn er auch schon lange daran gedacht hatte, daß es früher oder später einmal so kommen müsse, so hatte ihm doch schon der Gedanke daran Gänsehaut gemacht, der Gedanke, so geradezu vor den reichen und stolzen Hofbauern hinzutreten und zu sagen:

„Hofbauer, gebt mir Eure Tochter.“

Doch die Madlein stand vor ihm so muthig und so vertrauensvoll, und schaute ihm so treuherzig in die Augen, daß ein klein wenig Hoffnung und viel Muth sich in sein Herz einschlich.

„Madlein,“ sagte er und schlug den Arm um ihren Nacken, „Du bist das bravste Mädel auf Gottes weitem Erdboden, und wenn unser Herrgott dort oben ein Einsehen hat und sich unsrer annimmt, so mußt Du auch so glücklich werden, wie Keine auf seinem weiten Erdboden. Am Sonntag, Madlein, thu ich's; 's wird mich's Leben nicht kosten; und wenn auch!“

„So, Toni, das wäre also abgemacht. 'S Herz ist mir jetzt schon leichter, daß wir keine Heimlichkeit mehr haben wollen,“ sagte das Mädchen und küßte die treue Hand, die sich um ihre Schultern gelegt, „und . . . . . Horch! der Vater ruft. Noch Eins, Toni, schau, daß Du den Heiner für Dich einnimmst. Morgen Abend im Adler kegeln sie einen Hammel heraus, gehe auch hin, Toni, und sei freundlich mit meinem Bruder; mein Vater wird auch kommen.“

„Madlein!“ rief's jetzt zum zweiten Male vom Hofe her. — „Sei freundlich mit ihm, hörst Du, und auch mit meinem

Vater!" und husch, fort war das Mädchen und flog leicht, wie ein Reh, durch den Haag über den Grasgarten hin nach dem Wohnhause zu.

Wenn es einem Menschen möglich wäre ein Gesicht zu machen, in welchem die höchste Glückseligkeit und die größte Trostlosigkeit zu gleicher Zeit ihr Spiel treiben, so hätte der Toni jetzt eines gemacht. Probirt hat er's, als die Madlein so von ihm hinweg flog; aber er brachte es nicht weiter, als bis zu einem strahlenden Lächeln und zu zwei feuchten Augen. Als er aber mit der Hand, welche durch die warmen Lippen der Madlein eben berührt worden war, über diese feuchten Augen fuhr, da glänzten auch sie wieder, wie der helle Sonnenschein, lustig, glücklich und muthig zugleich, und munter schritt er der Heimath zu. Den Kühen war's auch recht, daß es endlich wieder vorwärts ging.

Gerade als der Toni mit seinem Fuhrwerke von der Straße ab nach der unscheinbaren Hütte seiner Mutter einlenken wollte, kam ihm ein schwer beladener Wagen entgegen, bespannt mit vier tüchtigen Rossen, und auf dem Sattelgaul saß ein schöner Bursche, stolz und trotzig. Als dieser seine Peitsche schwang und rief: „Platz da vornen!" da geschah es in einem so hochmüthigen, brutalen Tone, als hätte er das Recht, die Mitte der Straße für sich allein in Anspruch zu nehmen. Der Toni drückte seine Kühe seitwärts an den Straßenrain und ließ dem stolzen Fuhrwerke die Mitte des Weges.

„Guten Abend, Heiner," rief er freundlich und winkte mit der Hand. „Schon heimwärts? Du hast schwer geladen!"

Der Heiner warf einen Blick des Hasses auf den Toni,

verzerrte seinen Mund zu einem höhnischen Lachen und fuhr vorüber, ohne den Gruß auch nur mit einer Silbe zu erwidern. Der Toni schaute dem Wagen nach, bis er in dem Hofraum des Hofbauern Grether verschwand; dann trieb er heimwärts. Aber mit dem Sonnenscheine war es abermals vorbei und sein Herz war wieder schwer und wie von banger Ahnung gedrückt. War es doch der Madlein Bruder, der ihn eben so schnöde behandelt hatte.

Noch einen anderen Zeugen hatte diese Begegnung gehabt, den Schäfer Barthel, der inmitten einer Schaafheerde neben der Straße auf der Deichsel seines Schäferkarrens saß und seine Pfeife schmauchte. Auch er schaute dem stolzen Fuhrwerke nach und sein Gesicht verzog sich zu einem unheimlichen Lächeln. „Nur zu, Heiner!“ rief er, die geballte Hand schüttelnd, „für Dich hat auch die Uhr schon gewarnt, und Hochmuth kommt vor dem Fall!“

Als der Toni an ihm vorüber fuhr, grüßte der Schäfer freundlich:

„Guten Abend, Toni. Nimm Dir's nicht zu Herzen. Ich erleb's, daß der Hochmuthsnarr noch einmal froh sein wird, wenn er Unsereinem für einen Gruß danken darf.“

Der Toni erwiderte den Gruß mit stummem Kopfnicken und zog weiter.

„Armer Bursche,“ murmelte der Schäfer. „Dem wird schwer zu helfen sein.“ Dann pfiff er durch die Finger: „Phylax, hierrein!“ und trieb seine Heerde dem Dorfe zu.

## III.

Im Adler zu Bernbach ging es am Samstag Abend lustig und munter zu. Es war ein alt hergebrachter Brauch in Bernbach, daß am Vorabende vor dem Kirchweihfeste den jungen Burschen des Dorfes auf Gemeindekosten ein Hammel preisgegeben wurde, und war das Herauskegeln des Hammels fast ein ebenso festliches Ereigniß, als die Kirchweihe selber.

Besagter Hammel, mit rothen Bändern geziert und mit einem Blumenkranze geschmückt, war in der Mitte des Gartens an einem Pfahl angebunden, schien aber nicht sehr erbaut zu sein von seinem Ehrenamte; denn er zerrte beharrlich an seinem Stricke, und es schien eine Ahnung über ihn zu kommen, als müsse er bei diesem Kirchweihfeste allein die Zeche bezahlen.

Die Kegelbahn war dicht besetzt und umlagert mit jungen Burschen in Pelzmützen, Tuchjacken und rothen Westen, unter denen sich einige beurlaubte Soldaten durch bessere Haltung und Manieren vortheilhaft auszeichneten.

Der Tumult auf der Kegelbahn war groß, und auf der Börse oder am Roulette=Tische, wo man um Ehre und Vermögen spielt, konnte die Spannung und Aufregung nicht größer sein, als hier, wo es galt, sich die Würde eines Kegelkönigs zu erwerben. Die Erreichung dieses Zieles war der höchste Ehrgeiz für die jungen Helden des Dorfes; denn der Kegelkönig hatte nicht nur die Verpflichtung, beim Hammelschmause den Vorsitz zu führen, sondern auch am folgenden Tage auf dem Kirchweihtanze den Vortänzer zu machen, und die schönsten Mädchen des Dorfes mußten sich's zur Ehre rechnen — und

sie thaten's auch —, von dem Kegelkönige zum Tanz aufgezogen zu werden.

In dem Garten selbst, unter blühenden Obstbäumen und an verschiedenen Tischen zerstreut, saßen die Väter des Dorfes und tranken ihren Schoppen und aßen ihren Schweizerkäs, und nicht strenger konnten in einem Lustgarten der Residenz die verschiedenen Stände nach Rang, Reichthum und Geburt in abgemessene Gruppen sich ausscheiden, als es hier bei den Bauern geschah in dem Garten zum Adler in Bernbach. Das Dorf hat auch seine Geburts- und seine Geld-Aristokratie, seinen Ehrgeiz, seine Armuth und sein Proletariat.

Ein größerer Tisch in der Mitte eines kurzgeschorenen Rasenplatzes vereinigte offenbar die höchste Aristokratie des Dorfes, wie aus den behäbigen Gesichtern, den wohlgenährten Bäuchen und strotzenden Waden der Insassen leichtlich zu schließen, und Zwölfer war der geringste Wein, der an diesem vornehmen Tisch getrunken wurde. Der Hofbauer Grether bildete zu diesem fetten Kreise unbestreitbar den würdigsten Mittelpunkt; denn er war der behäbigste und stattlichste von Allen. Er galt aber auch für den reichsten von Allen, und wenn er seinen breiten Mund aufthat, um seine prahlende Weisheit loszulassen, so schwiegen die Andern und horchten andächtig zu. Da er für den reichsten Mann im Dorfe galt, so war es ihm nicht schwer, auch für den gescheidtesten zu gelten. S'ist im Dorfe gerade, wie in der Stadt, und wie überall. Ein feiner Beobachter würde aber in der lärmenden Prahlerei des Hofbauern doch etwas Erzwungenes herausgefunden haben. Es würde ihm aufgefallen sein, daß dieser Ehrenmann ungebührlich oft mit den Kronenthalern in der Tasche klimperte, und diese fast ängstliche Schaustellung seines Reichthums würde

in ihm über die Solidität dieses Reichthums selbst einige Bedenken erregt haben. Glücklicherweise, für den Hofbauern war die Beobachtungsgabe seiner Mitbürger nicht gerade die schärfste, und da Herr Grether durch eine großthuige Freigebigkeit stets einen Kreis von Bewunderern um sich zu versammeln wußte, so wäre es in Bernbach ein ziemlich gefährliches Unternehmen gewesen, einen Zweifel darüber zu äußern, daß der Mann sein Schäflein im Trocknen habe.

„Na, Vetter Grether," sagte der Bürgermeister und trank dem Hofbauern zu, „der neue Schwiegersohn noch nicht angekommen? Wart, Ihr Duckmäuser, Ihr," und der Bürgermeister drohte lächelnd mit dem Finger, „so hinter'm Berg zu halten!"

„Was? Schwiegersohn?" entgegnete der Hofbauer hochmüthig und klimperte in der Tasche. „So weit sind wir noch nicht. Der Hofbauer Grether besinnt sich zweimal, ehe er Einen zum Schwiegersohn nimmt."

„Na, da wäre nun nicht viel zu besinnen," versetzte der Adlerwirth, der heute seinen eigenen Gast machte, „so einen Schwiegersohn darf man schon sehen lassen. Hunderttausend Gulden Capitalien zum Mindesten ohne die zwei Flöße, die er auf dem Rheine liegen hat, und dabei der bravste Mann weit und breit. Was er nur schon für unsere Ortsarmen gethan hat. Na, läugnet's nur nicht, Hofbauer, wir sind ja in der Freundschaft und Ihr seid von jeher ein Glückskind gewesen."

„Nun meinetwegen," schmunzelte der Hofbauer, „da Ihr denn doch dahinter gekommen seid, so will ich's nicht läugnen. Der Maier ist eine gute Partie, ein wahrer Goldfisch, und ich denke meine Madlein auch so ein wenig, und da passen die

zwei prächtig zusammen. Ich habe dem Maier den Handschlag gegeben, und ich denke, ich habe einen Schick gemacht."

Dem Adlerwirth, seinem Vertrauten, raunte er in's Ohr: „Ich muß mit dem Mädel ein Ende machen; sie hat Mucken im Kopf."

„Ja, ja," flüsterte dieser zurück, „Ihr habt Recht, Gevatter; der Schmuserei mit des Haldenbauers Toni hätte ich schon lange ein Ende gemacht."

Der Hofbauer wurde kirschroth im Gesicht. „Gott verdamm mich! Dem Buben brech ich den Hals!" knirschte er zwischen den Zähnen und stieß sein Glas so grimmig auf den Tisch, daß der rothe Wein in die Höhe spritzte.

„Ei, Vetter Grether, was kommt Euch an?" fragte der Bürgermeister, erstaunt über diesen plötzlichen Wuthausbruch.

„Ha, ha, ha!" lachte der Hofbauer gezwungen, „ich habe nur Einem hinüber geholfen, der mir im Wege ist. Lasset uns anstoßen, Ihr Männer, in vierzehn Tagen ist Hochzeit!"

„Wir wünschen Glück, Hofbauer!" scholl es rings um den Tisch herum, und die Gläser klangen zusammen.

„Und eine Hochzeit soll's werden," prahlte der Hofbauer, „wie unser Dorf noch keine erlebt hat!"

„Ich richte die Hochzeit aus, ich!" rief der Adlerwirth, „ich lasse mir's nicht nehmen, Gevatter!"

„Versteht sich, und wenn mein Heiner Kegelkönig wird — 's wird's ihm keiner streitig machen —, so soll's morgen eine Kirchweih geben, von der man in zwanzig Jahren noch reden soll, und wenn ich ein Jauchert Acker verkaufen muß! Was meint Ihr, Bürgermeister, muß ich? Ohne Geld ist Alles Lumperei!"

Der ganze Tisch lachte über den köstlichen Witz, daß der

Hofbauer einen Acker verkaufen wolle, um Geld für die Kirchweih' zu bekommen.

Die Herren Bauern-Aristokraten hatten ihre Verhandlung sehr laut geführt, und wie ein Lauffeuer flog's durch den Garten, von Tisch zu Tisch: „Des Hofbauern Madlein macht Hochzeit."

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen, und über das Ereigniß gingen verschiedene Reden:

„Die Madlein und der Maier?"

„Was der Hofbauer Glück hat!"

„Ich gönn's der Madlein, die ist ein braves Mädel."

„Jetzt wird er erst hochmüthig werden, der Prahlhans," wisperte der Barbier Peter — sonst gewöhnlich der Seifen-Peter, und nur am Sonntag und wenn er ein frisches Hemd und seinen blauen Frack an hatte, „Herr Doktor" genannt —, einem halben Dutzend Bauern in die Ohren. „Ich meine als, er kann einen reichen Schwiegersohn brauchen, der Hofbauer! He! habe ich Recht, Barthel?"

„Kann sein, Peter! Mich aber dauert die Madlein; denn ich weiß, was ich weiß," sagte der Schäfer Barthel, „und das ganze Dorf weiß es . . ."

„Scht! . . . dort ist's Haldenbauers Toni. Seht Ihr das Pflaster auf seinem Backen? . . ."

„Ja, was soll's?"

„Nicht so laut! Ich hab's ihm selber drauf gepappt. Ein Loch wie meine Faust. Sie sind gestern hart an einander gerathen, er und der Holländer-Maier, und es hat Blut gegeben. Ein Egal-Fall."

„Was, wie, wo?" flüsterten die Bauern und drängten sich um den Doktor, „erzählet Peter!"

„Ja, horchet nur auf den windbeutligen Narren,“ brummte der Schäfer Barthel und kehrte den Bauern den Rücken. „Der Hofbauer aber, der steht auf der letzten Sproß, und Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Der Schäfer Barthel stand im Dorf als eine Art Prophet in nicht geringem Ansehn, und man hatte vor ihm um so mehr Respekt, als er die liebenswürdige Eigenschaft besaß, stets nur Unglück zu prophezeien.

So gingen die Gespräche an Tischen und Bänken und im ganzen Garten. Aber mochten sie nun loben oder tadeln, ein Bauer um den Andern stand auf und ging zu dem Aristokratentische, schüttelte dem Hofbauern die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Vorhaben. Der Seifen-Peter war unter den Gratulanten der eifrigste und wollte des Hofbauern Hand gar nicht mehr los lassen. Dieser nahm die Glückwünsche entgegen, wie ein König, dem seine Unterthanen huldigen, und sein Gesicht strahlte von befriedigtem Ehrgeize und geschmeichelter Eitelkeit.

„Dank' Euch, dank' Euch, Ihr Männer! Das ganze Dorf ist zur Hochzeit geladen. Herr Adlerwirth ein Fäßlein Rothen vom besten für meine Mitbürger! Ich bin heute aufgelegt, und Alles soll lustig sein!“

„Was er dick thut, als hätte er's Geld zum Fressen,“ murmelte der Barbier und warf einen giftigen Blick nach dem Hofbauern.

„Er ist doch nicht so unweg, der Hofbauer, wie man thut.“

„Wenn Einer wissen will, wer's nächstemal Bürgermeister wird, ich weiß es.“

„Und ich sag's noch einmal,“ brummte der unverbesserliche Schäfer Barthel, „Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Dies hielt jedoch den wackern Barthel keineswegs ab, sich

den spendirten Wein trefflich schmecken zu lassen. „Warum sollt' ich auch nicht? 's ist ja e i n Thun, und was geht mich's an, wenn der Narr sein Geld wegwirft?"

Auch der Seifen-Peter hatte sich in die Nähe des Fäßchens gemacht. „Nur um zu sehen, ob dem Adlerwirth sein Rother noch immer den Faßgeschmack habe," wie er sagte; und er hatte ihn noch, denn nachdem der Seifen-Peter das fünfte Glas geleert hatte, erklärte er den Wein für schlechtes Zeug. Die andern Bauern folgten wacker dem gegebenen Beispiele, und so lange das Fäßchen anhielt, war der Hofbauer der populärste Mann im Dorfe. Er theilte das Schicksal aller erkauften Popularitäten.

Das Spiel auf der Kegelbahn hatte inzwischen seinen Fortgang gehabt, und der Rathschreiber, der das Protokoll führte, hatte schon manchen tüchtigen Wurf auf der schwarzen Tafel aufgeschrieben.

Jetzt aber erscholl ein „Halloh," daß der Kegelhammel mit seinen rothen Bändern und seinem Blumenkranze zusammenfuhr und verzweiflungsvolle Sprünge um seinen Pfahl herum machte; denn dieses „Halloh" schien ihm für seinen Kragen sehr gefährlich.

„Halloh! Hurrah! der Heiner! des Hofbauern Heiner!"

„Aha!" sagte der Hofbauer schmunzelnd und stand vom Tische auf, „mein Heiner! Mein Heiner ist am Kegelkönig; da muß ich auch mit dabei sein." Die ganze Gesellschaft versammelte sich um die Kegelbahn, so daß diese aussah, wie ein ungeheurer Bienenkorb, an dem sich ein Klumpen Bienen angehängt hatte, aber lauter Bienen mit Pelzmützen, Lederhosen und Stulpstiefeln. Des Hofbauers Heiner, ein stattlicher, kräftiger Bursche von 25 Jahren, mit einem schönen, aber etwas

brutalen Gesichte, hatte zwei hohe Würfe gethan, — zweimal neun — und schickte sich eben an, den dritten, entscheidenden Wurf zu wagen. Er hatte schon das rechte Knie gebogen und war im Begriffe, seine Kugel zu werfen, da wurde seine Schulter berührt und zornig über die Störung schaute er auf. Hinter ihm stand des Haldenbauers Toni. Der Toni war blaß, und es war ihm schlimmer zu Muthe, als selbst dem Kegelhammel; denn die Ursache, warum der Hofbauer ein Fäßlein Rothen gesetzt hatte, war ihm nicht verborgen geblieben. Er hatte wahre Qualen ausgestanden unter dem Geflüster um ihn her und unter dem Kreuzfeuer von schadenfrohen oder gar mitleidigen Blicken, die von allen Seiten auf ihn abgeschossen wurden, und die ihm sagten, daß sein Geheimniß eine dorfkundige Geschichte sei.

Ein stolzes Herz—stolz im edeln Sinne, und ein solches schlägt eben so wohl unter einem Bauernkittel, als unter einem gestickten Wappenrock—erträgt viel eher Haß und Hohn, als Mitleid. Toni hatte ein solches stolzes Herz, und dieses Herz war voll und schwer zum Zerspringen. Er hätte seinen Schmerz laut hinaus schreien mögen; aber dem Mitleid gegenüber zwang er es zur Stärke und nahm sich wacker zusammen; er hatte es ja der Madlein versprochen und wollte aushalten bis zu Ende. Gerade jetzt wollte er dem Heiner eine Freundlichkeit erzeigen, nicht nur weil er es versprochen hatte, nein, er fühlte sich zu dem finstern Burschen hingezogen; — sah er doch seiner Schwester gar so ähnlich, obschon die Madlein in ihrem Leben nie ein so zorniges Gesicht gemacht hatte, wie der Heiner eben.

„Nun, was soll's?“ schnauzte dieser. „Finde ich Dich überall auf meinen Wegen?“

Der Toni hatte eine Kegelkugel in die Hand genommen

und sagte in sanftem, herzlichem Tone: „Heiner, wirf nicht mit Deiner Kugel, sie geht links, ich kenne sie; nimm die da; es ist die beste von allen.“

Der Heiner richtete sich auf, und sein Gesicht wurde dunkelroth vor Zorn, und voll beleidigenden Hohnes schrie er: „So, der gelehrte Herr Toni auch auf der Kegelbahn? Ei, ei, das ist ja eine große Ehre! Und will mir zeigen, wie man werfen muß? Steht das auch in Deinen Büchern? Schön Dank! Oder möcht wohl selber Kegelkönig werden? und morgen mit meiner Schwester tanzen? He? hab ich's errathen? Wisch Dir das Maul Toni! Des Hofbauern Madlein tanzt mit keinem Kühbauern!“

Die Andern lachten und Toni wurde blutroth, erwiderte aber nichts, sondern warf seine Kugel in den Kugellauf und ging langsam von der Kegelbahn hinweg. Um alles in der Welt wollte er mit dem Heiner keine Händel haben.

Dieser aber lachte dem Toni höhnisch nach, drohte ihm mit der Faust und murmelte halblaut zwischen den Zähnen:

„Dir will ich das Scherwenzeln um meine Schwester eintränken, Du hergelaufener Lump, Du! — So,“ setzte er laut hinzu und nahm seine Kugel, „jetzt wollen wir den Kegelkönig fertig machen,“ und damit stellte er sich wieder in Positur, zielte scharf, — und die Kugel flog hinaus. Aber sei es nun, daß der Toni Recht hatte mit der Kugel, oder daß der Heiner in der Aufregung schlecht aufgesetzt hatte, kurz dieser mochte, nachdem einmal die Kugel aus der Hand war, sich drehen und wenden, wie er wollte, das linke Bein über das rechte schlagen, mit den Armen arbeiten, wie ein Telegraph, die Kugel behielt eine falsche Richtung, fehlte den Eck und warf nur fünf Kegel um.

„Das Donnerwetter soll's in Grund-Erdboden nein schlagen!“ fluchte der Heiner, „da ist der muffige Kühbauer Schuld dran; der hat mich im Werfen gestört! Der Wurf gilt nicht!“

„Der Wurf gilt nicht?!“ Das war wie ein brennender Strohwisch, den man in einen Bienenkorb steckt, und der Bienenkorb fing an zu summen und zu brummen; denn der Toni hatte viele Freunde, die der brutale Hochmuth des Heiner verdroß. Zudem hatte der schlechte Wurf des Heiner manche Hoffnung auf den Kegelkönig wieder angefacht.

Wo der Ehrgeiz sich nicht regte, da war's der Neid und die Mißgunst, und wie auf Verabredung erklärte sich Alles gegen den Heiner.

Das war eine Gerechtigkeit wie manche andere, eine Gerechtigkeit aus schmutziger Quelle.

„Versteht sich, dem Heiner backt man einen Extrakuchen!“

„Geworfen ist geworfen!“

„Der Toni hat Recht, die Kugel ist krumm!“

„Hätt' er eine andere genommen!“

„Der Wurf gilt!“

So toßte und lärmte Alles durcheinander. Der Seifen-Peter sagte gar nichts. Er war viel zu sehr Diplomat, um es mit irgend einer Partei zu verderben, die vielleicht siegreich sein konnte, und — darüber war er längst im Reinen — seine Partei war jedenfalls die des Kegelkönigs.

Der Schäfer Barthel lehnte schmunzelnd an einem Apfelbaum und murmelte fein: „Hochmuth kommt vor dem Fall;“ dann schrie er laut: „Der Rathschreiber muß entscheiden!“

„Ja, der Rathschreiber muß entscheiden!“ schrie Alles.

Der Rathschreiber stieg auf einen Stuhl, hob die Schiefertafel in die Höhe und rief in den Lärm hinein:

„Der Wurf gilt und ist schon aufgeschrieben, und jetzt haltet Eure Mäuler!“

Mit diesem Machtspruche war die Sache abgethan; denn der Rathschreiber hatte auf der Kegelbahn in streitigen Fällen immer in letzter Instanz zu entscheiden.

Der Heiner warf die Kugel weg, die er schon für einen neuen Wurf gefaßt hatte und wollte eben mit einem Ausruf des Zornes die Kegelbahn verlassen, da vertrat ihm sein Vater, der Hofbauer, den Weg.

„Halt, Heiner, dageblieben sage ich! Was rennst Du fort, Du Narr? Du bist und bleibst Kegelkönig; es wirft Dich keiner ab mit 23. Da,“ und damit warf er eine Hand voll Guldenstücke auf die Bahn, „da ist ein Beitrag für's Kegelessen; 's muß flott hergeh'n, wenn des Hofbauern Heiner Kegelkönig ist.“

„Und wer haltet einen Gulden?“ rief jetzt der Heiner, dem seines Vaters Beweisgründe einleuchteten, in lärmender Prahlerei und warf noch ein Guldenstück zu den andern.

„Wer haltet einen Gulden, es wirft mich keiner ab?“

Viele von den jungen Burschen, die sich vorgedrängt hatten, schoben sich jetzt zurück; die einen weil sie zu arm waren und die andern weil sie zu wenig Selbstvertrauen hatten, um den hohen Satz gegen den hohen Wurf des Heiner zu halten. Der Seifen-Peter aus beiden Gründen und noch aus dem dritten, weil er den reichen Hofbauern-Sohn durch seine Mitbewerbung zu beleidigen fürchtete. Ein Dutzend von den wohlhabendern und unternehmendern Burschen aber nahmen diese neue Wendung des Spieles mit Jubel auf.

„Ich halte die Wette! —“

„Und ich! — Und ich! —“ lärmten sie, warfen ihre Guldenstücke auf die Bahn und stellten sich als Preisbewerber auf.

Als Kugel um Kugel hinausflog, und jemehr sich die Preisbewerber Mühe gaben, eine schlechter als die andere, da wurde das Gesicht des Hofbauern immer freundlicher; er strich sich ein um das andermal schmunzelnd das Kinn und lachte seinem Sohne, dem Heiner, zu.

Dieser hatte seine ganze gute Laune wieder gefunden, war lärmend und übermüthig geworden, wie zuvor, und begleitete die unglücklichen Würfe seiner Kameraden mit trotzigem Lachen und höhnischen Reden. Und als jetzt der Letzte seine Kugel geworfen hatte — es war fast die schlechteste von Allen, — da jubelte er laut hinaus, schwenkte triumphirend seine Mütze und schrie: „Ho, Ho! der Kegelkönig ist fertig! Hurrah! Musikanten legt los!“

Uebermüthig stellte er sich in die Mitte der Kegelbahn und schaute sich lachend seine unglücklichen Mitbewerber an:

„Hat keiner mehr die Courage? Ha, Ha, Ha! Will keiner mehr Kegelkönig werden?!“

Der Rathschreiber stellte sich auf den Tisch, streckte feierlich die Tafel in die Höhe und rief:

„Des Hofbauern Heiner mit 23 am höchsten! Will Keiner mehr? zum Ersten! — zum Zweiten — und zum . . . — . . . .“

„Halt!“ schrie der Heiner im tollen Uebermuthe, „da ist noch Einer!“ und mit zwei Ellenbogenstößen machte er sich Platz durch einen Haufen Bauern, stieß den Seifen-Peter, der sich eben an ihn drängen wollte, um sich der Gnade Seiner

Majestät des nunmehrigen Kegelkönigs zu empfehlen, barsch auf die Seite, stellte sich breit und patzig vor den Toni, der, still in sich gekehrt, dem Spektakel zugesehen hatte, und rief: „Da ist noch Einer! Nun, wird's Du großmauliges Käse-Gesicht? Jetzt zeig', daß Du mehr kannst, als guten Rath geben! Wirf, wenn Du ein Kerl bist!"

Der Toni war ruhig stehen geblieben, hatte dem Heiner wehmüthig in das erhitzte Gesicht geschaut — es erinnerte ihn auch jetzt an seine Madlein — und sagte:

„Laß gut sein Heiner. Du bist Kegelkönig, und es freut mich, daß Du's bist; ich will Dir nicht im Wege sein; ich mag Dich nicht abwerfen."

Ein allgemeines Gelächter folgte auf diese Rede; denn da der Heiner unbestrittener Kegelkönig war, so hatte er die Menge wieder auf seiner Seite.

„Ho, Ho!" grins'te der Heiner, „er will mir nicht im Wege sein; er mag mich nicht abwerfen, der Groß-Hans! Willst nicht Kegelkönig werden? Willst nicht mit meiner Madlein tanzen? Habt Ihr gehört? Er will nicht! Ha, Ha, Ha! Du sollst aber wollen, Du bettelhafter Schuft, oder Gott verdamm mich . . . . ."

Der Heiner war ganz wüthend geworden; die Andern mußten ihn zurückhalten, daß er nicht auf den Toni losging. Diesem aber war auch das Blut in das Gesicht gestiegen bis in die Stirne hinauf; er hatte die Hand erhoben und rief mit vor Entrüstung bebender Stimme:

„Heiner, was sagst Du, ich ein Schuft?! Ihr Männer, bin ich ein Schuft? Jetzt Heiner, jetzt will ich Kegelkönig werden, und jetzt will und werd' ich mit der Madlein tanzen!" und mit einem Satz sprang er über den Kugellauf mit-

ten auf die Kegelbahn. „Da liegt mein Gulden!" (es war sein einziger), „Kegelbub, aufgesetzt!"

Die erste Kugel flog hinaus und fuhr wie ein Wetterstrahl unter die Kegel; sie war aber im Zorn geworfen und fehlte den Eckkegel. „Sechse!" rief der Kegelbub. Der Heiner lachte, und der Seifen-Peter lachte auch.

Die zweite Kugel war besser, aber unglücklich; sie gab nur sieben. Der Heiner schnippte höhnisch mit den Fingern. „Was soll ich für einen Walzer bestellen, Herr Kegelkönig? Steck's auf, und schieb Dich, Großmaul! mit neun giebt's erst 22!"

Der Toni hatte die Stirne gewischt und seine dritte Kugel mit großer Sorgfalt ausgewählt. „Es giebt auch noch einen Kranz, Heiner," sagte er und bückte sich auf das Kugelbrett nieder. Er wog die Kugel in der Hand, visirte ruhig und sicher und — hinaus flog die Kugel, schnitt den Eck haarscharf und ratsch! da lag das Rieß; nur der König stand noch. „Der Kranz! der Kranz!" schrie der Kegelbub und stellte sich auf den Kopf und strampelte mit den Beinen.

„Der Kranz, der Kranz!" jubelten die Bauern.

„Dreizehn und zwölf macht fünfundzwanzig," schrie der Rathschreiber, „der Toni ist Kegelkönig!"

„Hurrah! Hoch! Der Toni, des Haldenbauers Toni!"

„Ich hab's gesagt, Hochmuth kommt vor dem Fall," brummte der Schäfer Barthel in den Bart und lupfte das Fäßlein, um das letzte Glas Rothen herauszulassen. „Glück zu, Toni! Ich gönn's ihm noch am Ersten." Der Seifen-Peter war einen Augenblick starr vor Schrecken und Erstaunen. Fast hätten ihn seine Combinationen betrogen. Doch mit dem Scharfblicke eines gewiegten Diplomaten erfaßte er die Situa-

tion; eine ungewöhnliche Rührigkeit kam über ihn; er eilte auf den Toni zu, schüttelte ihm die Hände und versicherte ihn, er habe es gleich von vornen herein gedacht, daß es so kommen müsse, und jetzt freue es ihn doppelt.

Der Toni war fast erschrocken, als er den glücklichen Wurf gethan; denn das fühlte er augenblicklich, daß dies nicht der Weg sei, sich die Gunst des Hofbauern und seines Sohnes zu erwerben. Aber er war schwer beleidigt und sein Ehrgefühl tief verwundet worden; darum freute er sich jetzt der Genugthuung, die das Glück ihm zugeworfen. Das Gefühl seines Sieges schwellte seine Brust und ließ ihn einen Augenblick alle Rücksichten und die versprochene Mäßigung vergessen. Er konnte sich's nicht versagen, er mußte es dem Heiner heimgeben.

„Nun, Heiner!“ rief er triumphirend, und den zudringlichen Seifen-Peter von sich abschüttelnd, trat er auf den Heiner zu, der mit unterschlagenen Armen, bleich und mit verbissenem Grimme zur Seite stand. „Nun, Heiner, wie ist's mit dem Großmaul und mit dem Prahlhans? Du siehst, ich hab Wort gehalten mit dem Kegelkönig und ich werde auch Wort halten mit der Madlein; sie ist morgen meine Tänzerin. Doch,“ setzte er gutmüthig hinzu, „gieb Deine Hand her, wir wollen Freunde bleiben, ich . . . . .“

Dem Heiner fraß die unterdrückte Wuth am Herzen, und ein krampfhaftes Zittern durchbebte seinen Körper. Jetzt aber brach er los: „Dem Teufel will ich Freund sein, Dir nicht, Du hergelaufener Bettler! Und das sage ich Dir, rühre meine Schwester nicht an, oder ich . . . . . Gott straf mich ich thu's und sollt' ich in's Zuchthaus müssen! Jetzt gleich mußt Du dran!“

Der Heiner hatte die Fäuste erhoben, weißer Schaum trat auf seine Lippen und einen unartikulirten Schrei aussto=ßend wollte er sich auf Toni stürzen.

Die Bauern hielten den Wüthenden fest.

„Lasset mich los!“ brüllte dieser und suchte sich loszurin=gen, „lasset mich los; ich muß an ihn! Wie kommt das seidene Tuch an Deinen Gänsekragen, Du Lump?! Es ist meiner Schwester Tuch! Er hat das Tuch gestohlen, ihr Männer! Lasset mich los, sage ich!“

„Pfui, pfui, Heiner!“ riefen die Bauern, und in dem Haufen erhob sich drohendes Gemurmel.

„Haltet Frieden!“ schrie der Bürgermeister in den Tu=mult. „Schäme Dich, Heiner! Des Haldenbauers Toni stiehlt nicht. Halt Frieden, sage ich, oder ich lasse Dich in's Loch stecken!“

„Komm, Heiner,“ sagte der Hofbauer halblaut und führte seinen widerstrebenden Sohn aus der Kegelbahn; „Du bist ein Narr, daß Du Dich so ärgerst über das Lumpengesindel, schwenk's hinunter mit einer Flasche Rothen. Herr Adlerwirth, noch ein Fäßlein Rothen! Des Hofbauern Heiner setzt eines, obschon er nicht Kegelkönig ist!“ —

Die Gesellschaft im Garten zum Adler theilte sich jetzt in zwei Parteien. Die eine schaarte sich um den Hofbauern und seinen Sohn, und die andere um den Toni, als Kegelkönig, der Kraft seiner Würde und trotz seinem schweren Herzen den Vorsitz führen mußte; und die Königspartei hatte, als Vor=spiel zu dem Kegelessen, auch ein Fäßlein auflegen lassen. Hatten sie doch Geld im Ueberflusse, dank der Prahlerei des Hofbauern, der freilich seine Guldenstücke in anderer Mei=nung auf die Kegelbahn geworfen hatte.

Der Heiner leerte in verhaltener Wuth ein Glas Wein um das andere. Er hatte sich schon in eine erzwungene lärmende Lustigkeit hineingetrunken, und sein Gesicht glühte.

Auch der Toni mußte mehr trinken, als ihm lieb und er gewohnt war; aber als Kegelkönig konnte er's nicht abschlagen, wenn's ihm zugebracht wurde — und es wurde ihm oft zugebracht —; es wäre eine große Beleidigung gewesen, wenn er's abgeschlagen hätte.

Zwischen den beiden Parteien flogen Witz= und Spott=Reden und Gelächter hin und her.

„Ho, Ho!" schrie der Heiner, das volle Glas in der Hand. „Ihr Leibtrabanten dort drüben, was giebt Euch Euer sauberer König für Essig zu saufen?" und die Partei des Hofbauern lachte.

Dem gab der Rathschreiber zurück:

„Unser Essig heißt Affenthaler, wenn Du's wissen willst, Herr Ex=König! Es wäre eine Schande, wenn wir für des Hofbauern Guldenstücke einen schlechtern trinken wollten!" und jetzt lachte die Königs=Partei.

„Wohlbekomms," rief der Hofbauer, „'s ist gern geschehen, und es freut mich, wenn Ihr auch einmal zu einem guten Tröpflein kommt! —"

„Glaub's wohl", flog es wieder zurück, „man sieht's an Euern sauern Gesichtern, wie's Euch um's Herz ist."

„Der Kegelkönig soll leben!" schrie der Bürgermeister, der als Urkunds=Person sich zu der Königs=Partei halten mußte. „Hurrah! Hoch! Und seine Königin", krakeelte der Seifen=Peter, der sich die Würde eines königlichen Leib=Chirurgen beigelegt hatte, „des Hofbauern Madlein. Hurrah! Hoch!"

Und die Königlichen ließen ein donnerndes Hoch erschallen und leerten ihre Gläser.

Der Heiner war vom Stuhle aufgefahren und hatte mit einem Fluche sein Glas zu Boden geschmettert. „Gott verdamm mich, wenn ich den Schuften den Hals nicht breche!“

„Ruhig, Heiner,“ beschwichtigte sein Vater und zog den weintollen Burschen auf den Stuhl zurück. „Willst Du Spektakel machen und den Buckel voll Schläge haben? Wir wollen's ihm ein ander Mal eintränken, dem Lumpen! Bei erster Gelegenheit wollen wir's thun. Jetzt aber ruhig, sag ich.“

Da trat ein Bursche in den Garten und ging gerade auf den Hofbauern zu.

„Was giebt's, Hans?“ sagte dieser. „Hab ich Dir nicht befohlen, auf dem Hof zu bleiben?“

„Meister,“ erwiderte der Knecht, „es ist ein Bote gekommen von Renseck mit einem Brief an Euch; da hab' ich gemeint, ich müsse ihn Euch herausbringen, weil Ihr doch erst spät auf den Hof zurückkommt.“

„Einen Brief? Gieb her! Mit einem Anker gesiegelt? Der ist von meinem Schwiegersohn, dem Maier. Warum kommt er nicht selber? — Trink einen Schoppen, Hans, derweil ich lese.“

Der Hofbauer war auf die Seite gegangen, hatte den Brief hastig aufgerissen und durchflog die Zeilen. Während dem Lesen wurde er blaß, und seine Hand zitterte und mit einem lauten Fluche ballte er den Brief zusammen. Die Männer an dem Tische drehten die Köpfe und schauten erstaunt dem Hofbauern in das schreckenbleiche Gesicht.

„Heiner!“ stieß dieser hervor, „Heiner, komm daher!“

Der Heiner taumelte vom Stuhle auf und eilte mit unsichern Schritten zu seinem Vater.

„Heiner," flüsterte dieser seinem Sohne in's Ohr, „hier ist ein Absagebrief vom Maier. Aus der Heirath wird Nichts. Er ist hinter die Geschichte mit dem Toni gekommen; die Madlein, die ungerathene Hexe, hat ihm Alles erzählt, und jetzt will er zurücktreten. Pscht," flüsterte er, als der Heiner auffahren wollte, „ruhig, kein Wort, sonst ist Alles verloren. Ich muß das wieder in's Geleis bringen, sonst geht's letz; Du weißt. Ich laufe heim; das muß gleich in Ordnung gebracht werden. Du bleibst da; es macht sonst Aufsehen. Aber Ruhe und Frieden, sag ich Dir; von der Geschichte braucht Niemand zu wissen. Ihr Männer," setzte er laut hinzu, „ich muß auf den Hof. Zum Kegelessen bin ich wieder da," und er nahm seinen Hut und eilte aus dem Garten.

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und schauten dem forteilenden Hofbauern nach.

Der Schäfer Barthel flüsterte dem Rathschreiber in's Ohr. „Hochmuth kommt vor dem Fall! Denkt an mich, Gevatter."

Der Heiner hatte sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt und es versucht, in ein unbefangenes Gelächter auszubrechen. Es ging aber nicht, es blieb ihm in der Kehle stecken; dann aber stürzte er ein Glas Wein hinunter und warf nach dem Königs-Tische hinüber einen so unheimlichen Blick, daß dem Schäfer Barthel, der den Blick aufgefangen hatte, die Haut schauderte und er den Toni anstieß und zu ihm sagte: „Toni, nimm Dich vor dem Heiner in Acht, seine Augen gefallen mir heute gar nicht."

„Laß ihn," erwiederte der Toni trübsinnig, „er hat ge-

trunken, und er haßt mich, ich weiß. Mir ist Alles eins; denn für mich ist doch Alles vorbei."

---

# IV.

In des Hofbauern Wohnstube saß an diesem Abende die Madlein am Fenster in ihres Vaters Sorgenstuhl. Der Stuhl hatte diesmal seinen richtigen Namen; denn des Mädchens Herz war voll schwerer, banger Sorge. Sie hatte, wie sie dem Toni versprochen, den Abend zuvor mit dem Vater geredet und ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet; nur das hatte sie noch verschwiegen, daß sie bereits mit ihrem bestimmten Bräutigam, dem Holländer-Maier, sich besprochen und ihm abgesagt habe. Und jetzt, meinte sie, es sei ein Glück gewesen, daß sie es verschwiegen habe; denn der Vater war schon bei ihrer Erzählung, daß sie den Maier nicht nehmen könne, weil sie den Toni lieb habe, in einen so furchtbaren Zorn ausgebrochen, daß sie noch in dem Gedanken daran zitterte. So hatte sie ihren Vater noch nie gesehen.

Der Vater war zwar auch sonst rauh und kurz angebunden; aber seine Madlein hatte er doch immer lieb gehabt und ihr oft schon etwas zu lieb gethan, was er nicht leicht sonst Jemanden gethan hätte. Denn die Madlein sah ihrer verstorbenen Mutter ähnlich, wie das Küchlein der Henne, und seine Frau hatte der Hofbauer recht von Herzen lieb gehabt. Die Madlein erinnerte ihn gar zu sehr an eine Zeit, wo er glücklicher war und auch zufriedener; denn er war damals ein

besserer Mensch, nicht so trotzig und geldstolz, wie jetzt, sondern zugänglicher und sanfter. Mit seiner Frau war sein guter Engel von ihm gewichen; er aber dachte nicht daran, daß seine Tochter, ein anderer guter Engel, ihm zur Seite stehe. In seinem geldprotzigen Hochmuthe konnte er den Gedanken gar nicht denken, dem Mädchen irgend einen Einfluß über sich einzuräumen. Unsere guten Engel in diesem Leben sind uns oft näher als wir ahnen; wir aber meinen, wir müßten sie direkt vom Himmel herunterholen. Doch aber galt die Madlein allgemein für den Liebling des Hofbauern, und sie selber hielt sich dafür.

Darum konnte sie sich's auch gar nicht klar machen, daß der Vater in einen so furchtbaren Zorn gerathen war; da mußte noch etwas ganz besonderes dahinter stecken, meinte sie. Und gar ihr Bruder, der Heiner, der war noch wüthender gewesen, und wenn der Vater ihn nicht zurückgehalten hätte, er hätte sich an seiner Schwester vergriffen; aber er hatte geschworen, er werde es dem Toni entgelten.

An Alles das dachte die Madlein, und die Hoffnung schwand immer mehr aus ihrem Herzen und machte einem schweren Kummer Platz; denn daß es dem Toni heute Abend bei dem Kegelfest gelingen werde, den Vater und den Bruder zu versöhnen, daran war kaum zu denken. Es legte sich wie eine bange Ahnung auf ihre Seele, daß es Unglück bringen werde, wenn die Drei zusammenträfen. Thräne um Thräne floß aus ihren Augen in das geöffnete Buch auf ihrem Schooße nieder; es war das Gebetbuch ihrer verstorbenen Mutter, ihr Trost in jeder schweren Stunde. „Ach, Mutter, hättest Dein Kind nicht verlassen sollen," seufzte sie, und so vertieft war

sie in ihren Schmerz, daß sie ganz vergessen zu haben schien, daß sie nicht allein in der Stube war.

Hinter dem eichenen Tische auf der Ofenbank saß ein Mann, schon in vorgerückten Jahren, mit grauem Bart und Hauptthaar und wettergebräuntem Gesichte, eine hochgewachsene, kräftige Gestalt; aber aus den durchfurchten Zügen leuchtete gewinnende Gutmüthigkeit. Er labte sich an einem Glase Wein und an Brod mit Käse; denn ein scharfer Ritt hatte ihm Appetit gemacht. Er war der Bote, der den Brief vom Holländer=Maier an den Hofbauern überbracht hatte. Er betrachtete das weinende Mädchen mit theilnehmenden Blicken, und als er jetzt sah, wie ihr bleiches Gesicht immer mehr von Thränen überströmte, da konnte er's nimmer verwinden und sagte: „Jungfer Madlein, ich kann's nicht sehen, wie Ihr so traurig seid. So jung und schön, und Ihr solltet schon Kummer haben?“

Die Madlein schreckte zusammen und erröthete bis in den Nacken, da sie ihren geheimsten Kummer so vor einem Fremden zur Schau getragen. „Herr Steuermann,“ erwiderte sie mit vor Verlegenheit zitternder Stimme, „ich habe an meine Mutter gedacht, da kommen mir jedesmal die Thränen; denn die gute Mutter hat mich so gar frühe verlassen. Wißt Ihr, ein Mädchen ist ein armes Ding ohne ihre Mutter.“

„Ihr seid eine gute Tochter,“ sagte der Steuermann, und seine rauhe Stimme klang fast sanft, „und ich denke, Ihr müßtet eine noch bessere Frau geben. Ich kann's meinem Herrn nicht verdenken.“

Die Madlein schaute den Alten verwundert an.

„Ihr dürfet Euch nicht erstaunen, Jungfer; ich und mein Herr haben keine Geheimnisse vor einander. Ich hab' schon

seinem Vater gedient, und ihn selber — es ist schon manches Jahr her — habe ich hundertmal auf den Knieen reiten lassen, und sehet, das giebt ein Recht auf Vertrauen. Aber das kann ich Euch sagen, der Brief, den ich da gebracht habe, der hätte nicht geschrieben werden sollen. Ich hab' gemeint, er müsse ihn mit seinem Herzblut schreiben, und noch nie ist mir ein Ritt so sauer geworden. Das Briefgeschreibsel taugt überhaupt nichts; ich hab's nie leiden mögen, und glaube, mit dem Maul kommt man immer besser durch die Welt, als mit so einem dummen Gänsekiel."

„Euer Herr ist ein braver Mann," entgegnete die Madlein, „ich habe ihn kennen lernen und er wird gewiß noch so glücklich, als er es verdient; aber . . ."

„Nun, will's Gott, so wird er's werden! Das Andere geht mich nichts an, Jungfer; Ihr werdet wohl Eure Gründe haben. Aber verzeiht mir; wenn ich von meinem Herrn rede, da komme ich in's Schwätzen, wie ein altes Weib."

„Schwätzet nur zu," sagte die Madlein freundlich, „ich höre Euch gerne zu."

„Ja, seht Ihr," fuhr der redselige Steuermann fort, „wenn Ihr den Maier so kennen thätet, wie ich, ich glaub' Ihr hättet ihm keinen Korb gegeben und thätet Euch jetzt vielleicht noch anders besinnen."

Die Madlein lächelte und wischte sich die Thränen vollends aus den Augen; denn die Treue des ehrlichen Flößers erfreute und erheiterte sie.

„Lachet nur, Jungfer, bei Gott! Es steht Euch besser, als die Heulerei. Ein Herz hat er unter dem Brusttuche, so giebt es keines mehr. Gold ist zu schlecht, sonst thät ich sagen ein goldenes Herz, und Diamant ist zu hart, sonst thät ich sagen

ein diamantenes Herz. Sein Herz aber ist groß, weich und warm, wie . . . wie die Frühlingssonne; ja das ist der rechte Vergleich. Daß er mich, seinen alten Diener, für zeitlebens versorgt hat, das will ich ihm nicht anrechnen, denn ich hab's verdient; ging ich doch durch Feuer und Wasser für ihn und es ist sein Schaden nicht, daß er's thut. Es hat ja jedes Pferd und jeder Hund sein Gnadenbrod bei ihm, warum soll es ein treuer Diener nicht haben, der zudem sein Freund ist? Aber er thut noch ganz andere Sachen. Ich mache jedes Jahr die Reise für ihn nach Holland auf seinem Floß, und was meint Ihr, was ich jedesmal mitnehmen muß? Einen Sack voll Kronenthaler, so schwer, daß ich ihn kaum lupfen kann, und rathet für wen? Für eine Frau in Rotterdam, Frau Hemskerk heißt sie und ist die Wittwe eines Mannes, der meinem Herrn feind war und ihm Schaden zugefügt hat, wie und wo er konnte. Aber die Wittwe war zum Bluten arm und brav dabei, nnd da hat mein Herr gesagt: „Steffen, was meinst Du," hat er gesagt, „sollen wir die Frau Hemskerk verhungern lassen?" Nein, Herr, habe ich gesagt, das wollen wir nicht thun; ihr Mann war zwar ein Schuft; sie aber ist eine brave Frau und hübsch dazu. Denn Ihr müsset wissen, Jungfer, die Wittwe ist noch jung und bildschön, und fast habe ich geglaubt, mein Herr hab' ein Aug auf sie; denn heirathen muß er ja doch wieder. 'S war aber nichts, wie Ihr am besten wißt, Jungfer. Mein Herr aber hat weiter zu mir gesagt: „so mußt Du halt den Raben machen, der die Wittwe speist; ich denke, der alte Hemskerk wird mir deswegen nicht die Augen auskratzen, wenn wir uns einmal dort drüben begegnen sollten; 's ist zwar nicht wahrscheinlich, daß wir's thun; denn der Schuft bratet jedenfalls in der Hölle."

So hat mein Herr gesagt, und das ist die Geschichte von dem Sack voll Kronenthaler, den ich jedes Jahr den Rhein hinunterflößen muß.“

„O! das hätt' ich wissen sollen,“ rief die Madlein, „dem Manne hätt' ich gestern nicht nur die Hand gedrückt, wie ich gethan hab', die hätt' ich küssen müssen. Was ist's doch eine schöne Sache um den Reichthum, wenn man auch ein Herz dazu hat.“

„Ja, und wenn das Alles wär,“ fuhr der Steuermann fort und trat auf den Lehnstuhl zu, in welchem die Madlein saß, „aber das ist noch das Wenigste, was er thut. Als seine Frau gestorben war, — das war Euch eine Frau! und auf den Händen hat er sie getragen, und wenn sie jetzt auch ein schöner Engel ist im Himmel droben, besser kann sie's bei unserm Herrgott nicht haben, als sie's bei meinem Herrn gehabt hat. Nun, als meine Meisterin gestorben war und unterm Boden lag — es war eine harte Zeit für uns Alle —, da hat der Meister zu mir gesagt: „Steffe, jetzt ist mein Herz wieder leer, wie ein Bettelsack. Kinder hab' ich keine, daß Gott erbarm; Verwandte hab' ich auch keine; ich bin ganz allein und verlassen mit meinen Geldsäcken! 'S ist ein elend Ding um ein leeres Herz, ich halt's nicht lang aus, 's muß wieder was hinein, und Du, Steffe, sollst mir's füllen helfen.“

„Und so hab' ich's ihm denn wieder füllen helfen, das heißt, ich hab' müssen auf die Wanderschaft und hab' müssen Unglück, Elend und Armuth aufsuchen, und hab' ihm müssen rapportiren. Ich war sein Geschäftsreisender und hab', wie man so sagt, in menschlichem Elend gemacht; und ich sag' Euch, Jungfer, in dem Artikel kann man glänzende Geschäfte machen; mein Herr

wenigstens hat sie gemacht, der hat's verstanden. So ist er der Wohlthäter geworden für die ganze Umgegend, und das freundliche Wort, mit dem er seine Wohlthaten spendet, thut den Armen fast so wohl, als die Wohlthat selbst. Dabei ist er gewissenhaft; o, er unterstützt keinen Müßiggang und keine Bettelei. Er giebt nur selten Almosen; aber Arbeit giebt er den Leuten, schwere und leichte, je nachdem, und guten Rath, und, o, wie viele Wittwen und manche Waisen hat er gegen Uebervortheilung geschützt, und manchen Prozeß hat er auf seine Kosten für sie geführt und manchen auch gewonnen; freilich auch verloren hat er etliche, und haben ihn die Federfuchser schon um ein schönes Stück Geld gebracht. So, Jungfer, hat mein Meister sein leeres Herz wieder gefüllt, und dann ist er wieder fröhlich geworden und glücklich. Sein Leibsprüchlein heißt: „Zwei Dinge hasse ich, die kann ich nicht vertragen: das ist ein leeres Herz und einen leeren Magen;“ denn einen gesunden Appetit hat er auch, Gottlob.“

Der ehrliche Steuermann hatte sich in der Lobrede auf seinen Herrn so begeistert, daß er sich auf einen Stuhl der Madlein gegenüber niedergelassen und dieser ganz zutraulich die Hand gefaßt und sie liebkosend gestreichelt hatte. Die Madlein ließ den Alten gewähren. Sie hatte ihren eigenen Kummer vergessen während der Erzählung; sie hatte sich wahrhaft erfrischt an dem schönen Bilde, das der treue Diener mit so natürlicher Beredtsamkeit von seinem Herrn entwarf, und mehr als einmal war ihr die Rührung naß in die Augen gestiegen.

„Aber,“ fuhr der Alte fort und drückte die kleine Hand der Madlein zwischen seinen großen Händen, so groß fast, wie das Ruder eines Rheinschiffes und ebenso hart, „aber, wenn der Meister sein leeres Herz auch wieder gefüllt hat, ein

Plätzchen ist doch leer darin geblieben, und nach Allem, was ich sehe, muß es auch leer bleiben.“ — Der Alte stand fast unwillig auf und rückte den Stuhl; „es hätte mich alten Kerl selber glücklich gemacht!“

Die Madlein sah ihm bittend und mit treuen Augen in's Gesicht.

„Nun ja, Jungfer, ich weiß, es hat nicht sein sollen; wir müssen uns halt drein schicken, wie wir können, mein Herr und ich. Doch da kommt der Hofbauer,“ setzte er mit einem Blick durch's Fenster hinzu, „dem pressirt's. Ich schätz', daß ich jetzt abkommen kann; ich will nach meinem Roß schauen. Guten Abend, Jungfer, und wenn mir der Hofbauer etwas Schriftliches mitgeben will an den Meister, — der Henker hol' alles Schriftliche —, in einer Stunde reit ich wieder heim.“

Der Steuermann schüttelte der Madlein herzlich die Hand und verschwand durch die Thüre.

Draußen rannte der Hofbauer mit erhitztem Gesichte und ohne ihn zu beachten an dem Alten vorbei und verschwand in der Hausflur.

Der Flößer blieb stehen und schaute dem Hofbauern kopfschüttelnd nach.

„Da ist etwas nicht richtig,“ murmelte er, „da will ich aufpassen,“ und anstatt in den Stall zu gehen, kehrte er zurück und setzte sich auf die steinerne Staffel vor der Hausthüre.

## V.

Als der alte Steffe gesagt hatte: „Da kommt der Hofbauer, dem pressirt's," war die Madlein erschrocken von ihrem Stuhle aufgesprungen. Denn jetzt hatte der Vater den Brief des Holländers gelesen und — das fühlte sie — jetzt mußte es einen gewaltigen Sturm geben. Doch den Weg, den sie zu gehen hatte, hatte sie sich schon vorgezeichnet, und sie fühlte sich stark genug, von diesem Wege nicht abzuweichen. Schon hatte sie den ersten Schritt gemacht in Leid und Kummer, und das Leid macht stark, wer überhaupt der Stärke fähig ist. So stand sie, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt, bleich, aber entschlossen und erwartete ihren Vater. Jetzt hörte man seinen schweren, hastigen Tritt in der Hausflur. „O, meine Mutter, steh mir bei," betete die Madlein. Die Thüre ward aufgerissen und der Hofbauer mit geröthetem Gesicht und zornblitzenden Augen stand vor seiner Tochter.

Er hatte die Thür hinter sich zugeworfen, den Riegel vorgeschoben und das geöffnete Fenster geschlossen, Vorbereitungen, unter denen ein minder muthiges Herz, als der Madlein ihres, verzagt wäre. Sie aber verzagte nicht; sie fühlte sich von dem Geiste ihrer Mutter umweht.

„Weißt Du Etwas von dem Brief da, den mir der Maier geschickt?"

„Ja, Vater."

„Du hast also den Maier gesprochen?"

„Ja, Vater, gestern Abend."

„Und das hast Du mir verschwiegen?" knirschte er und seine Stimme bebte von unterdrückter Wuth.

„Vater,“ sagte die Madlein und sah bittend zu ihm empor, „hab' ich denn können? Als ich Euch gestern Abend sagte, daß ich den Toni lieb habe, und daß ich nicht von ihm lassen könne, da seid Ihr so zornig geworden, daß ich ja Nichts mehr hab' reden können, und nachher . . . . . ja nachher hab' ich nimmer den Muth gehabt, es zu thun. Es war Unrecht, Vater, daß ich's nicht gethan hab'; ich hätt's thun sollen, trotz Euerm Zorn.“

„Was fragst Du nach meinem Zorn!“ schrie der Alte. „Wenn Du darnach fragtest, hättest Du nicht eine heimliche Liebschaft angezettelt mit dem Lumpenbub, dem Toni! Gott verdamm ihn!“

„Doch, Vater,“ erwiderte die Madlein mit sanfter Stimme, „ich frage nach Eurem Zorn, und ich hätt's Euch früher schon sagen sollen, 's war Unrecht, es war feig von mir; aber ich weiß es ja selber noch nicht lang, daß wir uns lieb haben, 's ist halt so gekommen, so ganz unversehens. Aber ein Lumpenbub ist der Toni nicht, Vater, das wisset Ihr selber.“

„Ein Lumpenbub ist er, sag ich Dir. Muß ich, der reiche Hofbauer Grether, die Schande erleben, daß meine Tochter sich an einen Bettler wegwirft?!“

„Toni ist kein Bettler, Vater. Toni ist arm, aber er ist brav und ehrenhaft.“

„Halt Dein Maul! Ein Lump, ein frecher Lump! Wie kommt er zu Deinem seidenen Tuche, mit dem er heute auf der Kegelbahn geprahlt?! Einen Strick um seinen Hals!“

„Ich hab's ihm gegeben, Vater, gestern als . . . . .“

„Also so weit seid Ihr schon mit einander?“ schrie der Alte. „Doch ich will Euch auseinander bringen! Heute

noch sagst Du dem Buben auf, und giebst dem Maier Dein Jawort!"

„Nein, Vater, ich kann den Toni nicht lassen, und ich kann den Maier nicht nehmen."

„Du sollst aber und Du mußt, Du ungerathene Dirne!" brüllte der Hofbauer in losbrechender Wuth und packte seine Tochter an den Schultern und schüttelte sie. „Du sollst und mußt, oder so wahr ich lebe, ich vergreife mich an Dir!" und damit schleuderte er das arme Mädchen von sich, daß es rückwärts taumelnd in den Lehnstuhl fiel, der in allen Fugen krachte.

Die Madlein schlug beide Hände vor's Gesicht und schluchzte laut:

„O, Mutter, steh mir bei in dieser Noth! Vater, Ihr könnt mich treten, Ihr könnt mich schlagen, Ihr habt ein Recht dazu; aber ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe!"

Der Hofbauer rannte nach Athem ringend im Zimmer auf und ab, stieß halblaute Flüche aus und schoß Wuthblicke auf seine Tochter.

Jetzt bemeisterte er seinen Zorn mit einer gewaltigen Anstrengung und stellte sich mit gekreuzten Armen vor das Mädchen.

„Madlein," sagte er mit gepreßter Stimme.

Die Madlein hielt ihr Gesicht in den Händen verborgen und weinte unter krampfhaftem Schluchzen.

„Madlein, ich war zu zornig mit Dir; es hat mich gar zu arg gepackt. Laß jetzt gut sein mit der Heulerei und hör' mich an." Der Hofbauer zog seiner Tochter sanft die Hände

vom Gesicht, und sie, erstaunt über diesen raschen Wechsel, sah ängstlich und fragend zu ihm auf.

„Ich will Dir jetzt sagen, warum Du den reichen Maier nehmen mußt und den Toni nicht nehmen darfst," fuhr der Vater mit halblauter Stimme fort und beugte sich zu seiner Tochter nieder. „Madlein, Du meinst wohl ich sei ein reicher Mann? Freilich meinst Du es, alle Welt meint es und ich hab' mich's ein schön Stück Geld kosten lassen, daß es alle Welt meinen soll. Ha, ha, ha!" brach er in ein unheimliches Gelächter aus, „ich ein reicher Mann! Mein Ackerknecht ist fast reicher als ich!"

„Um Gotteswillen, was sagt Ihr, Vater?" rief die Madlein erschreckt, und erhob sich halb von ihrem Stuhle.

„Bleib nur sitzen, und hör' mir zu. Als Deine Mutter gestorben war, hatte sie den Segen mit aus meinem Hause genommen; von ihrem Tode an ging mir Alles hinterfür. Du weißt, was ich für Unglück gehabt hab' mit dem Vieh; und dann das große Hagelwetter, das mir die ganze Ernte in Erdboden neingeschlagen hat; und das nächste Jahr, wo meine Scheuern voll waren bis unter die Ziegel, der große Brand und ist nur das Wohnhaus gerettet worden und war Nichts versichert."

„O, Vater," rief die Madlein mit bebender Stimme, „das waren Mahnungen von Gott, daß wir nicht sollen hoffährtig werden! O hättet Ihr doch . . . . ."

„Was, Mahnungen," unterbrach sie der Vater barsch, „dummes Zeug, Unglück war's! Doch das hätt' mir noch nichts gethan, dazumal bin ich noch auf festen Füßen gestanden. Aber ich hab' den Schaden wieder einbringen wollen und hab' spekulirt und unglücklich spekulirt; aber je mehr ich verloren

habe, je wilder bin ich worden und hab' immer mehr gewagt, und bin betrogen worden, und mußte dazu noch großthun vor den Leuten, daß Niemand etwas merke, und so bin ich dahin gekommen, wo ich jetzt bin."

„Wie ist das möglich, Vater, Ihr habt ja keinen einzigen Eintrag auf Euerm Gut? Der Heiner hat ja schon oft damit geprahlt, daß Euer Gut schuldenfrei sei?"

„Ja, ja, der Heiner," murmelte der Hofbauer finster, „der weiß, warum ich keinen Pfandeintrag auf dem Gut habe. Die Pfandeinträge hätten mich bald in der Leute Mäuler gebracht und mit dem reichen Grether wär's all' gewesen. Ich hab' Alles auf Handschrift aufgenommen zu doppelten Zinsen."

„Um Gottes Willen, Vater, wie steht's jetzt mit Euch?"

„Ho, ho!" lachte dieser mit gräßlicher Ironie, „ganz gut steht's! Noch ein Jahr höchstens kann ich's aushalten, dann wird mir Haus und Hof verkauft und mir bleibt kaum genug übrig für einen Strick, um mich aufzuhängen!"

„Barmherziger Gott, Vater!" jammerte die Madlein, und die von ihrem Vater noch eben so roh behandelte Tochter schlang beide Arme um seinen Nacken und küßte seine Hand, dieselbe Hand, die sie noch eben mißhandelt hatte. „Vater, ist denn gar keine Hülfe, gar keine Rettung mehr?"

„Keine, als durch Dich," erwiderte der Alte und warf einen lauernden Blick auf seine Tochter.

„Durch mich? Sprecht, was muß ich thun, o sprecht!"

„Mir ist geholfen und ich bin der reiche und angesehene Hofbauer nach wie vor, wenn .... wenn Du den Holzhändler Maier heirathest."

Die Madlein hatte ihrem Vater in ängstlicher Spannung in's Gesicht geschaut und ihm jedes Wort vom Munde ge-

nommen; jetzt aber war sie todtenbleich geworden und händeringend in ihren Stuhl zurückgesunken.

„O, mein Gott! Sei gnädig und barmherzig mit mir!“

„Ja, Du kannst mich retten, Madlein, wenn Du willst. Ohne Dich sind ich und der Heiner Bettler und Du dazu.“

„Vater, hab' Erbarmen! Ich kann nicht, ich darf nicht!“

„Du kannst nicht? — Du darfst nicht! Jetzt, nachdem Du Alles weißt?“ schrie der Hofbauer, und die Ader schwoll auf seiner Stirn.

Die Madlein suchte des Vaters Hand zu fassen; er aber stieß sie rauh von sich.

„Vater, ich hab' es ihm gelobt; er glaubt an mich und vertraut auf mich; ich kann nicht! Ich will für Euch arbeiten, Vater, daß meine Hände bluten; ich will für Euch betteln gehen, ich will Alles, Alles für Euch thun, aber den Maier kann ich nicht nehmen, so ein braver Mann er auch ist. Ich kann nicht, und ich darf nicht! Gott erbarm sich meiner!“

Der Hofbauer hatte seiner Tochter mit steigender Wuth zugehört; seine Fäuste ballten sich, sein Gesicht färbte sich blauroth und seine Augen füllten sich mit Blut. „So willst Du Deinen Vater zu Grunde richten, dem Bettelbuben zu Liebe?! So fahr zum Teufel, Hexe!“ brüllte er, und fast besinnungslos vor Wuth und Leidenschaft faßte er den hinter ihm stehenden schweren eichenen Stuhl, schwang ihn mit beiden Armen über seinem Haupte, um ihn auf die Madlein, die vor ihm in die Knie gesunken war, niederzuschmettern.

Doch dieses gräßliche Verbrechen sollte ihm erspart werden, seine Laufbahn durfte noch nicht enden; er war noch zu Anderm aufgespart, und ein Schutzengel war nahe, wenn auch ein rauher und keiner von den himmlischen Heerschaaren.

An dem niedern Fenster war während des lauten Wortwechsels zwischen Vater und Tochter mehrmals das Gesicht des Steuermanns Steffe erschienen und wieder verschwunden. Während der letzten Scene jedoch hatte sich sein breites Gesicht platt an die Scheibe gedrückt und mit weit aufgerissenen Augen starrte er in die Stube hinein. In dem gleichen Augenblicke, als der Hofbauer in seiner wahnsinnigen Wuth den Stuhl über seinen Kopf erhob, wurde das Fenster mit einem gewaltigen Faustschlage in die Stube geschmettert und mit einem Sprunge stand der Steuermann hinter dem Rasenden und faßte seine erhobenen Arme.

Der Hofbauer ließ den Stuhl fallen und wollte sich, einen Wuthschrei ausstoßend, gegen seinen unerwarteten Gegner wenden; doch vergebens, seine Arme waren gepackt, wie mit stählernen Zangen.

„Hofbauer," sagte der Steuermann mit ruhiger Stimme, der man kaum eine Erregung anmerkte, „hier bringt man keinen Menschen um. Das ist kein Spielzeug da," setzte er hinzu und gab dem eichenen Stuhle einen Fußtritt, daß er in die entfernteste Zimmerecke flog.

„Ihr seid verrückt oder ein Vieh, daß Ihr das liebe Geschöpf da zu Euren Füßen so traktiren wollt."

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr?!" knirschte der Hofbauer, indem er sich vergebens aus den eisernen Griffen herauszuwinden suchte.

„Nur sachte, Herr Grether, Eins nach dem Andern," erwiderte der Steuermann. „Ihr müsset erst ruhiger werden, ehe ich Euch freigeben kann." Jetzt ließ er den stämmigen Hofbauern mit einem mächtigen Rucke eine halbe Wendung machen, so daß sich die beiden Männer Gesicht an Gesicht

gegenüberstanden. „Ich bin der Steuermann Steffe von Renseck, wie Ihr sehet, und habe Euch eine Empfehlung von meinem Herrn, dem Holzhändler Maier, auszurichten. Seinen Brief habt Ihr bereits gelesen, wie ich merke.“

„Lasset mich los!“ schrie Herr Grether und rang mit mächtiger Anstrengung gegen seinen gewaltigen Gegner. „Lasset mich los, sag ich, oder . . . .“

In diesem Augenblick hörte man vom Hofe her ein Stimmengewirr und eilende Schritte. Jetzt tappte es auf der Hausflur und donnerte mit Fäusten gegen die geschlossene Thüre.

„Hofbauer! Aufgemacht! Um Gotteswillen aufgemacht!“ schrie es durcheinander.

Den Hofbauern hatte auf einmal seine Wuth verlassen; er wurde blaß und es kam über ihn, wie die Ahnung eines Unglücks.

Der Steuermann hatte ihn freigegeben und war nach der Thüre gesprungen, um sie zu öffnen. Unter der geöffneten Thüre erschien der Schäfer Barthel an der Spitze eines Dutzend Bauern. Der Schäfer Barthel war bleich und aufgeregt, und trotz seiner eben gezeigten Hast zögerte er, in die Stube zu treten.

„Was giebt es, was wollt Ihr, Männer?“ fragte Herr Grether und rang nach Fassung.

„Ihr sollt gleich in den Adler kommen,“ stotterte der Schäfer Barthel mit unsicherer Stimme.

„Ja, ja, ich komme schon. Was giebt's denn?“

„Ein Unglück, Hofbauer, ein großes Unglück!“

„Ein Unglück? Was denn? In's Teufels Namen, thu Dein Maul auf!“

„Euer Sohn, der Heiner . . . . .“

Der Schäfer Barthel brachte das Wort nicht aus der Kehle. Da schrie einer aus dem Haufen:

„Der Toni, des Haldenbauers Toni, liegt erstochen im Adler! Euer Sohn, der Heiner, hat den Toni erstochen!“

Die Madlein hatte, immer noch auf den Knieen liegend, athemlos und mit starren Augen diesen Worten gelauscht. Jetzt kam plötzlich Leben in ihre Erstarrung; sie schnellte vom Boden empor, stieß einen gellenden Schrei aus, und die Arme wild durch die Luft werfend, stürzte sie aus dem Zimmer.

Der Hofbauer hatte die Männer vor ihm mit gläsernen Augen angestiert. Die Worte: „Der Heiner hat den Toni erstochen“, brausten wie Donner in seine Ohren; sein Hirn wirbelte, und, wie vom Blitze getroffen, stürzte der schwere Mann nieder, daß sein Kopf dröhnend auf die eichenen Dielen schlug.

Die Bauern flohen hastig aus dem Zimmer; es graute ihnen. Nur der Schäfer Barthel blieb bei dem bewußtlosen Hofbauern zurück. Er kniete bei ihm nieder, legte seinen bleichen Kopf in seinen Schooß und rieb ihm die Schläfe.

„Hochmuth kommt vor dem Fall,“ murmelte der Schäfer. „Da liegt er jetzt, der reiche und stolze Grether. Eben hat er die erste Spross abwärts gethan auf der Leiter.“

Durch das Fenster sah man draußen einen Reiter auf ungesatteltem Rosse aus dem Hofe jagen. Es war der Steuermann Steffe.

## VI.

Das war eine traurige und aufgeregte Nacht, diese Nacht vor dem Kirchweih-Sonntage in Bernbach. Bis nach Mitternacht war es im Dorfe lebendig, und überall hatten sich Gruppen gebildet, die das unerhörte Ereigniß mit großer Lebhaftigkeit besprachen.

Vor dem Adler, dem Schauplatze der blutigen That, hatte sich eine größere Versammlung zusammengefunden, die sich um das uns schon bekannte Berner-Wägele des Holzhändler Maier und um eine Chaise von alterthümlicher Bauart schaarte, die große Aehnlichkeit hatte mit einer geistlichen Familienkutsche, oder mit einem Leichenwagen. Es war die Amts-Chaise.

Herr Maier war vor einer Stunde in Begleitung eines Arztes aus der Stadt angekommen und hatte sich nach kurzer Unterredung mit dem Bürgermeister hastig in die Hütte der Wittwe des Haldenbauers begeben, wohin man den schwer verwundeten und bewußtlosen Toni, nachdem ihm der Barbier des Dorfes einen nothdürftigen Verband angelegt, verbracht hatte. Die Bauern waren erstaunt, daß der Holländer-Maier mit seinem Doktor so gerade just und wie vom Himmel herunter geschneit unter ihnen erschienen war. Eine vollständige Verblüffung aber bemächtigte sich ihrer, als bald darauf die wohlbekannte Amts-Chaise durch das steife Amtsschimmelpaar vor den Adler geschleppt wurde und sich alsbald seines vollständigen, oberamtlichen Eingeweides entledigte. Denn, da der Bürgermeister, vor dessen Augen die blutige That

geschah, erst vor einer Viertelstunde sich von seinem Schrecken erholt hatte, um sich zu erinnern, daß es seine Pflicht sei, einen Expressen ans Oberamt nach Renseck zu schicken, so blieb den Bauern diese prompte Justiz völlig unbegreiflich und erfüllte sie mit gewaltigem Respekte vor diesem stets wachenden Auge der Gerechtigkeit.

Wir aber können das Räthsel ganz einfach lösen; denn wir wissen, daß der alte Steuermann Steffe unmittelbar nach der Catastrophe auf ungesatteltem Rosse von dem Hofgute fortgejagt war, um seinen Herrn von dem furchtbaren Ereignisse in Kenntniß zu setzen und dem Gerichte Anzeige zu machen.

Vor der Thüre zur Wirthsstube stand ein bewaffneter Gensdarm. In der Stube selbst saßen der Oberamtmann, der Aktuar und der Bürgermeister und hielten Gericht über den Thäter. Es war Legal-Inspektion gehalten worden, und jetzt wurde das Protokoll aufgenommen.

Die Bauern drängten sich um die erleuchteten Fenster, und einer schob den andern zur Seite, um einen Blick durch die Scheiben werfen zu können.

Jetzt bohrte sich der Barbier Peter durch den Haufen und suchte einen Durchgang zu gewinnen.

„Platz da, Ihr Männer, macht Platz, ich bin eilig!“

„He! Herr Doktor!“ rief einer aus der Menge, „thut ein Bißel stet. Wie geht's mit dem Toni?“

Wenn man dem Seifen-Peter an einem Wochentage die Ehre anthat ihn „Herr Doktor“ — sonst nur sein Sonntags-Titel — zu nennen, so konnte man ihn zum Stehen bringen und wenn er auf dem Wege gewesen wäre, den Kaiser Napoleon selber zu rasiren, und in seiner Eigenschaft als Doktor

warf er dann mit so ungeheuerlichen Redensarten um sich, daß die Bauern in gewaltigen Respekt verfielen ob seiner Gelehrsamkeit.

Auch jetzt übte „der Doktor“ seine Zaubermacht. Der Seifen-Peter blieb, einen dankbaren Blick nach der Gegend hinwerfend, woher ihm das Doktor-Diplom zugeflogen kam, stehen und sagte mit wichtiger Miene:

„Der Toni? Der Toni ist futsch.“

„Oh! Oh!“ ging ein mitleidiges Gemurmel durch den Haufen.

„Futsch, sage ich, ist reine Futsch. Die arteria abdominalis ist verletzt und das Pfortadersystem lädirt. Er kann's nur noch ein paar Stunden treiben. Die alte Bäuerin wird schon todt sein; hat sich vom Schlage rühren lassen, das dumme Ding.“

„O, das Unglück!“ riefen die Bauern durcheinander und drängten sich neugierig um den Peter, dem es offenbar leid that, daß er nicht noch schrecklichere Dinge berichten konnte.

„Aber der Doktor Walter ist ja dort? Ein so geschickter Mann!“

„Der?“ erwiderte der Barbier und schlenkerte die rechte Hand, um seine unendliche Verachtung auszudrücken. „Der? Ein Pfuscher ist er, sag' ich Euch. Der liefert den Toni; da ist kein Zweifel. Der und der alte Schulmeister, der Feldner; der meint auch er müsse Alles verstehen, weil er von mir ein wenig Lateinisch profitirt hat. Will ich dem Toni eben Schröpf-Köpfe setzen — das unfehlbarste Mittel bei allen Verletzungen des Pfortadersystem's —, kommt just der Hofrath Walter, (ein sauberer Hofrath das), und sagt, ich sei ein Pfuscher und solle mich packen; der Schulmeister hieß mich

einen Esel und der Holländer=Maier, der grobe Bengel, der hat gar nichts gesagt; aber er hat mich, mir nichts dir nichts, am Kragen genommen und hat mich vor die Thür gesetzt. Was sagt Ihr dazu? He?"

Die Bauern lachten.

„Was ist da zu lachen?" fuhr der beleidigte Bartkünstler giftig auf, „lachen kann jeder Narr. Ich habe meine Medicin so gut studirt, wie der Hofrath da, und im Chirurgischen reicht er mir's Wasser nicht, und er malträtirt mich nur aus reinem Neid. Ja, das thut er. Aber der Letzte hat noch nicht geschossen, und die Calamitäts=Commission in Karlsruhe wird auch noch ein Wort drein reden." Nun hatte die Sanitäts=Commission in Karlsruhe allerdings noch ein Wort zu sprechen; denn dem Seifen=Peter war unlängst der Unschick passirt, daß er unbefugter Weise einen Beinbruch kurirt und einen armen Teufel, der vom Heuboden heruntergestürzt war, eingeschindelt und sechs lange Wochen auf's Stroh gelegt hatte, und hinten drein hatte sich's herausgestellt, daß das Bein gar nie gebrochen war. Der Hofrath Walter hatte die Sache angezeigt; der Seifen=Peter aber, in der festen Ueberzeugung, er habe ein gebrochenes Bein kurirt, harrte getrost des Spruches der höchsten gesundheitspolizeilichen Behörde.

Die Bauern kannten die Geschichte wohl und die Erinnerung daran war keineswegs geeignet, ihre Lachlust über des Doktors neuen Unstern zu ermäßigen.

„Nun, so lacht denn, Ihr Narren!" rief dieser, durch den Gedanken an die ihm nahe bevorstehende glänzende Satisfaktion in etwas besänftiget .....

„Ihr habt gut lachen, Ihr; dem dort drinnen ist's nicht so lächerlich zu Muth," und er deutete mit dem Daumen rück=

wärts nach dem erleuchteten Fenster. „Wenn der Toni stirbt — und er thut's, wenn auch nur aus Bosheit, Ihr werdet's sehen —, so" . . . . . . und er machte eine sehr horizontale Handbewegung, die unverkennbar „Kopfab" bedeuten sollte. „Der giebt ein Pracht-Exemplar für ein platonisches Cabinet. Doch laßt mich durch; ich muß zum Hofbauern, der liegt im trillirium clemens, ich muß ihn schröpfen. Universal-Mittel das Schröpfen. Konnte der Pfuscher, der Walter, wohl wissen. Und der will ein Doktor sein und läßt sich Hofrath schelten?! Ha, ha, ha!" Mit einem unaussprechlich verächtlichen Gelächter über den Verfall der Wissenschaft verschwand der gelehrte Bartkünstler im Dunkel der Nacht.

Bald darauf öffnete sich die Thüre zum Adler, und heraus trat in Begleitung von zwei Gensdarmen, der Heiner. Das vorläufige Verhör war aus, und er wurde in den Bürgergewahrsam abgeführt.

Der Heiner war bleich, wie der Tod; sein Rausch war verflogen und hatte einer trostlosen Nüchternheit Platz gemacht. Er war sich seiner entsetzlichen Lage vollkommen bewußt.

Doch schritt er finster, trotzig und ohne aufzublicken durch die Reihen der Bauern, die ihn mit dummer Neugierde angafften, wie ein fremdes Wunder-Thier. Nicht Einer von den Vielen, die noch vor wenigen Stunden sich an den reichen, stolzen und übermüthigen Heiner gedrängt und mit seiner Freundschaft sich gebrüstet hatten, fand nun ein kleines Wörtchen der Theilnahme, oder des Trostes für den verachteten und zerschmetterten Unglücklichen. Der Heiner war eine gefallene Größe; es war nicht der Mühe werth, sich mehr besonders um ihn zu bekümmern. Er war nur noch gut genug zur Befriedigung der Neugierde, einen Mörder zu sehen, einen

wirklichen und wahrhaftigen Mörder, nicht so einen auf Wachstuch gemalten, wie man sie auf den Jahrmärkten zu sehen bekommt, sondern einen mit Fleisch und Bein.

Wir wollen den Heiner, als erste Sühne seines Verbrechens, das er im Wahnsinne des Rausches und der Leidenschaft verübt — er wußte selbst kaum mehr wie — diese gräßlichste Nacht seines Lebens allein lassen in dem Bürgergewahrsam, der zugleich Spritzenhaus ist. Dort, auf einem Haufen Feuer-Eimer sitzend, den Kopf in die Hände gestützt, übergeben wir ihn seinen finstern Gedanken und wollen uns ein wenig nach dem armen Toni umsehen, dem unglücklichen Opfer seiner brutalen Wuth.

Die Hütte von Tonis Mutter lag einsam und etwas abseits von dem Dorfe, rings umgeben von einem kleinen mit Obstbäumen bepflanzten Grasstücke.

In dieser unheilvollen Nacht schien das Häuschen noch einsamer, als gewöhnlich. Das Unglück war hier eingekehrt, und die Menschen fliehen die Stätte des Unglücks.

Da lag es schweigend, finster, und nur das Licht, das durch die Ritzen der geschlossenen Läden schimmerte, ließ vermuthen, daß im Innern Leben sei. Wir wollen eintreten; vielleicht finden wir den Tod, wo wir Leben suchen. —

In der kleinen Küche neben dem Heerde, auf dem ein Kohlenfeuer glimmte und die Gegenstände umher mit ungewissem Lichte beleuchtete, kauerte eine weibliche Gestalt. Die Gestalt hatte die Hände gefaltet, und ihr Kopf war tief auf die Brust herabgesunken. Man hätte meinen können, sie schlafe, wenn nicht hie und da ein leichtes, krankhaftes Schluchzen ihre Brust gehoben hätte.

Gegenüber dem Herde bemerkte man eine halb geöffnete

Thüre und hinter dieser Lichtschein, Stimmengeflüster und sich bewegende Schatten. Von Zeit zu Zeit drang durch die Thüre ein leises Stöhnen, ein Schmerzens-Seufzer, und wenn der Ton an das Ohr der am Herde kauernden Person drang, so zitterte diese, wie im Fieberfroste. Sie hob den Kopf, und der armen Madlein bleiches Gesicht starrte aus thränenleeren Augen nach der Kammerthüre. Dann sank ihr Kopf wieder tief auf die Brust herab, und ihre Hände preßten sich krampfhaft ineinander.

Jetzt öffnete sich die Kammerthüre, und herein in die Küche traten drei Männer. Unser alter Bekannter, der Holzhändler Maier, in Begleitung eines alten Mannes mit grauen Haaren und sanftem, freundlichem, gewinnendem Gesichte, und ein feiner sehr elegant gekleideter Herr, der eine goldene Brille auf der Nase und ein rothes Band im Knopfloch seines Ueberrockes von glänzend schwarzem Tuche trug.

„Und nun, bester Herr Hofrath," sagte der Holzhändler und wandte sich eifrig nach dem feingekleideten Herrn, „geschwinde, wie steht's da drinnen?"

„Lieber Herr Maier," erwiderte der Herr Hofrath und nahm bedächtig eine Prise aus seiner goldenen Dose, — „lieber Herr Maier, mit der alten Frau steht es ganz schlecht; der Schreck war zu arg für den alten Körper. Denken Sie, ein solcher Schlag aus heiterm Himmel. Die Hirnaffectionen sind in stetem Zunehmen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die gute Frau nicht mehr zum Bewußtsein erwachen. Ich glaube, daß ein Hirnschlag eintreten wird, ehe die Sonne aufgeht."

„Wie Gott will," seufzte der Mann mit dem ehrwürdigen Kopfe und faltete fromm die Hände. „Wie Gott will. Ihr

ist am wohlsten, wenn sie nicht mehr erwacht; es bleibt ihr viel Jammer erspart."

„Wohl möglich," bemerkte der Herr Hofrath, und indem er sich leicht gegen den alten Mann verbeugte, setzte er fragend hinzu: „Herr Schulmeister Feldner wahrscheinlich?"

„Der bin ich," erwiderte der Alte, die Verbeugung zurückgebend.

„Leicht möglich," wiederholte der Herr Hofrath; „denn der Junge .... er ist, glaube ich, ein Schüler von Ihnen, Herr Feldner? Haben Sie nicht so gesagt? Ja? Armer Bursche! es wäre Schade um ihn; prächtiger Junge! Er hat aber ein Tüchtiges abgekriegt und schwebt in sehr großer Gefahr."

„Herr Hofrath," sagte der Holzhändler mit großer Wärme, „bieten Sie Ihre ganze Kunst auf, um den Jungen zu retten; gebieten Sie rücksichtslos über meine Kasse; ich nehme lebhaftes Interesse an ihm und ....."

„Lieber Herr Maier," unterbrach ihn der Doktor und polirte lächelnd den goldenen Deckel seiner Dose mit dem Rockärmel, „da Sie mich einmal da herausgeschleppt haben, werde ich's wohl thun müssen."

„Dann ist er gerettet," jubelte der ehrliche Holzhändler; „jetzt glaube ich sicher, daß er's ist!"

„Nur nicht so hastig, mein lieber Herr," beschwichtigte der Doktor, „so weit sind wir noch lange nicht. Es ist ein Schein von Hoffnung vorhanden, hören Sie, ein Schein; aber bei der gesunden Natur des Burschen .... Ich sage Ihnen, es ist unglaublich, was so ein junger, gesunder Bauernbursche an Prügeln und Messerstichen zu sich nehmen kann, ohne daß es ihm Etwas thut; es ist unglaublich, und ich glaube fast, der dort drinnen ist auch einer von dieser Sorte. Freilich, ohne

die sorgsamste Pflege wäre es nicht möglich, und die wird er hier kaum finden können, wenn ihm seine Mutter fehlt. Man müßte ihn von hier fortschaffen, dem Herrn Doktor Seifen-Peter aus den Klauen. Ha, ha! Seifen-Peter, würdiger Name für einen Collegen. Doch der würde ihn umbringen, ehe acht Tage vergehen; das ist gewiß."

„Also könnte man den armen Burschen transportiren?" fragte erwartungsvoll der Holzhändler.

„O ja, unter gehöriger Vorsicht könnte man schon."

„Da nehme ich ihn nach Hause zu mir! Da soll's ihm an Pflege nicht fehlen, und Sie, bester Doktor, haben's dann ganz in der Nähe."

„So sei es," erwiderte der Doktor und reichte dem Holzhändler die feine Hand. „Sie sind ein wackerer Mann, und es freut mich, Ihnen gefällig sein zu können. Jetzt glaube ich versichern zu dürfen, daß der arme Bursche gerettet ist."

Als die drei Männer in die Küche getreten waren, hatte die Madlein den Kopf aufgerichtet und aus ihrem dunkeln Winkel mit gespannter Aufmerksamkeit nach Ihnen hingehorcht. Dann war sie aufgestanden und hatte sich mit lauschend-vorgebeugtem Haupt langsam und zögernd der Gruppe genähert. Als der Doktor sagte, daß die alte Frau verloren und ihr Sohn in großer Gefahr sei, war sie mit der Hand nach dem Herzen gefahren und mußte sich an dem Herde stützen; denn die Füße drohten unter ihr zu brechen. Als sie aber hörte, daß der Toni wahrscheinlich gerettet werde, da entrang sich ein Seufzer ihrer gepreßten Brust; sie sank auf die Knie nieder, faltete die Hände und betete mit lauter Stimme:

„Herr Gott, Du Allbarmherziger, ich danke Dir! Mein

Bruder wird kein Mörder sein! Ich danke Dir, o Gott! Amen!"

Die Männer wandten sich überrascht um.

„Wer ist das Mädchen?" fragte der Doktor und betrachtete mit Interesse die liebliche Gestalt, die ihm zu Füßen lag.

„Madlein, Du bist's?" rief der alte Schulmeister, hob das arme Mädchen auf und nahm liebkosend ihren bleichen Kopf zwischen seine Hände.

„Mein armes Kind, wie kommst Du hierher?" und, zu dem Doktor gewendet, setzte er hinzu: „Es ist die Tochter des Hofbauern, die Schwester des unglücklichen Tollkopfes, der das Unheil da drinnen angerichtet, und .... und .... und .... Sie verstehen schon, Herr Hofrath."

„Ja, ja, ich verstehe," sagte der Doktor. „Ein interessantes Kind. — Aber hier kannst Du nicht bleiben, arme Kleine. Es ist bald Mitternacht; was fangen wir mit Ihr an?"

„Wenn's Ihnen Recht ist," rief der Schulmeister eifrig, „nehmen wir sie mit; Sie wollten ja doch heute Nacht noch den Hofbauern besuchen, der hart darnieder liegt. Der Barbier ist schon dort."

„Mein College Seifen-Peter?" fragte lächelnd der Hofrath, „ja, da müssen wir freilich eilen, sonst finden wir nichts mehr zu kuriren. Komm, armes Kind, tröste Dich. Ich glaube wir werden Deinen Toni wieder auf die Beine bringen."

Die beiden Männer verließen die Küche, gefolgt von der Madlein.

Der Holzhändler, als er die Madlein erkannt, hatte sich in den Schatten zurückgezogen. Er hielt sich für die unfreiwillige Ursache all' dieses Unheiles und fürchtete, sein Anblick möchte dem Mädchen wehe thun. Auf der Thürschwelle

drehte sich die Madlein noch einmal um und ging in die dunkle Küche zurück, gerade auf den Holzhändler zu.

„Herr Maier,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „ich habe Euch Schlimmes angethan, und Ihr habt's mit Gutem vergolten. O, Herr Maier, was seid Ihr für ein Mann. Und nicht wahr .... o Ihr habt's versprochen, verlaßt den Toni nicht .... seht, er hat jetzt Niemand mehr, als Euch!“ Und sie beugte sich nieder und preßte ihre Lippen auf die rauhe Hand des Holzhändlers; dann noch einen letzten Blick nach der Kammerthür werfend, eilte sie zur Thüre hinaus den zwei Männern nach.

Herr Maier hatte Etwas sagen wollen; aber er brachte es nicht aus der Kehle. Dann war er, nachdem die Madlein verschwunden war, mit der Faust über die Augen gefahren und hatte etwas gemurmelt von einer verdammt rauchigen Küche und war dann wieder in die Kammer gegangen zu seinem Schutzbefohlenen.

Wie der Herr Hofrath vorher gesagt hatte, so kam es.

Tonis Mutter starb noch in derselben Nacht, ohne ihren Sohn noch einmal gesehen zu haben. Als man sie am zweiten Morgen hinaustrug zu ihrer letzten Ruhestätte, da wurde auch der Toni in einem Tragbette von vier kräftigen Burschen hinweggetragen gegen Renseck zu, der Heimath des Holzhändlers Maier. Dieser selbst und sein treuer Steuermann Steffe schritten neben der Bahre her und hatten sorgsam Acht, daß der Verwundete ja recht sanft getragen werde.

Der Toni und die Madlein hatten sich nimmer gesehen, und als sie das letztemal — es war erst drei Tage her — an dem Haselnußhaage hinters Hofbauers Grasgarten sich getroffen hatten, da hatten sie wohl keine Ahnung, daß sie sich nur noch

einmal — und zwar auf einem Grabhügel wiederfinden sollten, um voraussichtlich auf immer einander Lebewohl zu sagen.

Das Amtsgericht hatte den Heiner geschlossen nach dem Amtsgefängnisse in die Stadt abführen lassen.

Die Untersuchung nahm ihren Verlauf.

Der Hofbauer lag an der Hirnentzündung darnieder und raste in wilden Phantasien. Seine bleiche Tochter saß an seinem Bette und pflegte ihn Tag und Nacht. Die Sorge um ihren todtkranken Vater drängte für den Augenblick all' ihren Kummer in den Hintergrund ihres Herzens. Sie hatte jetzt keine Zeit, unglücklich zu sein; denn das fühlte sie, wenn *sie* jetzt zusammenbrach, mußte Alles zusammenbrechen.

# Zweite Abtheilung.

## Fünf Jahre später.

---

### VII.



Unsere Geschichte überspringt einen Zeitraum von nahezu fünf Jahren.

Wir müssen die blühenden Gauen des badischen Oberlandes auf eine kurze Zeit verlassen. Dieses schöne Fleckchen Erde, das man den Garten Deutschlands nennt, mit seinen

smaragdgrünen Wiesen und goldenen Feldern, seinen duftenden Wäldern und lustigen Weinbergen längs den Ufern des herrlichen Rheines, mit seinem Weine, seinen Liedern und fröhlichen Herzen. — Alles das müssen wir verlassen, um uns in die einförmigen Niederungen Hollands zu versetzen, an die flachen und eintönigen Ufer der Maas, dort, wo man sie Mervede nennt, wo sie träge und langweilig durch ein Land schleicht, das keine Berge, keine Wälder, keinen Wein und keine Lieder hat, durch das Land der Nebel, des Genevers, des Phlegma's und der Windmühlen.

Aber ein beachtungswerthes, ein merkwürdiges Land ist dieses Holland, wie nicht minder sein Bewohner, der Holländer. Wenn seine Flüsse und Kanäle langweilig und träge durch das Land schleichen, so tragen sie dafür stolze Schiffe auf ihren Rücken und mit diesen die Reichthümer aller fünf Welttheile. Seine Berge hat der Holländer in seinen Magazinen — Berge der köstlichsten Waaren —; seine Wälder schwimmen ihm auf mächtigen Strömen in gewaltigen Flößen zu, und was das holländische Phlegma betrifft, so ist es ein achtungswerthes Phlegma, das verstanden hat, sich den Wind dienstbar zu machen und das Meer zu bezwingen.

Dieses Phlegma hat dem Meere eine handvoll Erde abgetrotzt, um diese zur Königin des Handels zu machen. Man könnte fast sagen dieses Holland sei eher ein künstliches, als ein natürliches Land. Nicht nur hat dem Meere mancher Landstrich abgezwungen werden müssen, nein, der Holländer muß das Eroberte auch festhalten. Er muß es Tag für Tag vertheidigen gegen seines Vaterlandes größten Feind, der zugleich auch dessen größter Freund ist, gegen das Meer, das ihm zwar seine Reichthümer an's Gestade bringt, aber auch

grollend und rachsüchtig hinter den Dünen lauert und eine Gelegenheit erspäht, um sich vernichtend auf sein Opfer zu stürzen. Und wehe, wenn es diese Gelegenheit findet!

Holland kennt die Macht seines Erbfeindes. Hat er ihm nicht anno 1421 am 19. November 72 Ortschaften und 100,000 Menschen vernichtet und zwei Quadratmeilen der blühendsten Fluren in ein sumpfiges Wasserloch verwandelt, das jetzt Bies-Bosch heißt? Ja, vor wenigen Monaten noch ist Holland unter der eisigen Umarmung seines feindlichen Freundes fast in den Tod erstarrt.

Das alte Dortrecht hat jenen furchtbaren 19. November gesehen; ist doch jener Tag der Geburtstag der Dortrechts-Insel, auf welcher die alte Römerstadt liegt und die in jenen schrecklichen Stunden losgerissen wurde vom festen Lande und umfluthet durch die Mervede und die hereinstürmenden Meereswogen.

Dieses alte, ehrwürdige Dortrecht, mit seinem Hafen, seinen Kanälen, seiner Werfte, seinen Waaren-Magazinen und seinen ungeheuern Holzlagern — denn Dortrecht ist das Endziel aller Flöße, die den Rhein hinunterschwimmen — soll uns wieder zusammenführen mit einem alten Bekannten, den wir seit fünf Jahren nicht mehr gesehen, und den wir in einer sehr bedenklichen Lage verlassen haben.

Nachdem wir mit dieser Einleitung den freundlichen Leser auf den Wechsel des Schauplatzes unserer Erzählung vorbereitet, kehren wir zu unserer einfachen Geschichte selbst zurück.

In der M . . . street, einer Hauptstraße Dortrechts, in der Nähe des großen Kanals, fällt ein ansehnliches Haus in die Augen, das vollkommen berechtigt erscheint, als Repräsentant

aufzutreten für alle ächt holländischen Wohnhäuser, deren Besitzer ächt holländische Kaufleute sind.

Wie alle Häuser in holländischen Städten war auch dieses aus Backsteinen erbaut und mit glänzender, braunrother Oelfarbe angestrichen. Der Sockel des Hauses, die Treppentritte, die Thür- und Fenster-Einfassungen bestanden aus glänzend polirtem Granit; die Spiegelscheiben funkelten aus den grünbroncirten Fensterrahmen heraus, wie lauter Sonnen; und dann der Stolz des Hauses und der Scheuermagd (denn daß die Thätigkeit einer besondern Person nothwendig ist, um das Haus auf diesem glänzenden Fuße zu erhalten, versteht sich von selbst), der messingene Schellengriff, die Thürfalle und der Klopfer von gleichem Metalle, Stücke, welche durch jahrelang fortgesetztes, tägliches Putzen, Reiben und Poliren einen solchen Grad von Glanz erhalten hatten, als kämen sie eben erst aus der Werkstätte eines Goldarbeiters. An dem ganzen Hause war kein Plätzchen, auch nur handgroß, das nicht geglänzt hätte. Alles funkelte, glitzerte, strahlte, und ein Mensch, der nicht gerade Glanzstiefel und gelbe Handschuhe trug, mußte nothwendig Anstand nehmen, seinen Fuß auf diese spiegelglatten Treppenstufen zu setzen und seine Hand auf diese in der Sonne blitzende Thürklinke zu legen.

In seinem Geschäftszimmer im untern Stockwerke des eben beschriebenen Hauses saß hinter seinem Pulte der Hausherr und Chef der Firma

Mynheer van der Vieden.

Vor ihm, in sehr ehrerbietiger Haltung, stand sein erster Buchhalter Herr Biesenrode und referirte aus einem Pack Briefe, den er in der Hand hielt. Durch die halbgeöffnete Thür sah man in ein geräumiges Comptoir, in welchem ein Dutzend

junger Herren mit großer Emsigkeit dem Geschäfte des Schreibens oblag, oder obzuliegen schien. Herr van der Vieden war ein Holländer mit Leib und Seele und von ächtem Schrot und Korn. An ihm, in ihm, um ihn herum, in seinem Hause und in seiner Familie war alles ächt und unverfälscht holländisch, und unerbittlich blieb seine Thüre allen Neuerungen, und insbesondere der französischen Mode=Geckerei verschlossen.

„Ich bin ein holländischer Bürger," pflegte der alte Herr zu sagen, „ich bin stolz darauf, und es freut mich, wenn Alles, was mich umgiebt, mich daran erinnert, daß ich einer bin."

„He, Herr Biesenrode," setzte er dann in der Regel zu seinem Buchhalter gewendet hinzu, „Habe ich Recht oder nicht?"

„Mynheer van der Vieden haben immer Recht," erwiderte dann der Buchhalter mit einer respektvollen Verbeugung.

Daß seine Collegen, die übrigen reichen Kaufleute der Stadt, ihrem holländischen Nationalstolze so weit vergeben und mit Verachtung der alten holländischen Bürgertracht, der französischen Mode das Bürgerrecht verleihen konnten, hatte den alten Herren in eine wahre Aufregung versetzt, soweit bei ihm von Aufregung überhaupt die Rede sein konnte, und ihn bestimmt, mit um so größerer Hartnäckigkeit an der einfachen Tracht seiner Väter festzuhalten.

Herr van der Vieden sah aber auch in der That stattlich genug aus in dieser seiner Lieblingstracht; mit seinem niedern dreispitzigen Hute; mit seinem schwarzen Rocke nebst weißer Weste, unter welcher die Krause eines Hemdes hervorsah, welches an Weiße den frischgefallenen Schnee beschämte; mit seinen kurzen

schwarzen Beinkleidern mit kleinen silbernen Knieschnallen; seinen blendendweißen Strümpfen, welche sich ohne das kleinste Fältchen über die Formen einer prachtvollen, ächt holländischen Wade ausspannten; mit seinen glänzend gewichsten Schuhen, nebst großen silbernen Schuhschnallen, und dazu noch sein großes spanisches Rohr mit massivgoldenem Knopfe. — Nein, eine würdigere Figur konnte man nicht leicht sehen, und es wäre Schade gewesen, wenn sie durch einen französischen Frack verunstaltet worden wäre.

Herr Biesenrode war seinem Chef in seiner äußern Erscheinung bis auf das kleinste Detail nachgebildet; nur war er eben so lang und mager, als sein Herr rund und behäbig. Eine Anlage zum Dickwerden wäre aber auch im Stande gewesen den wackeren Buchhalter ernstlich zu beunruhigen, und würde ihn veranlaßt haben, mit den unerbittlichsten Gewaltmaßregeln gegen eine solche ganz und gar unpassende Corpulenz anzukämpfen. Diese Grundsätze entsprangen aus höchst ehrenwerthen und loyalen Motiven; denn es war eine unerschütterliche Ueberzeugung des Herrn Biesenrode, daß das Dicksein ein ausschließliches Vorrecht der jeweiligen Chefs der Firma sei, wie es auch nicht anders sein könne, und alle gewissenhaften und pflichtgetreuen Buchhalter seien mager, und seien es von jeher gewesen; andernfalls seien es anmaßende Bursche, die aus lauter Dickthuerei sich in fremde Privilegien hineinzudrängen suchten. Er seinerseits habe noch immer gefunden, daß dicke Buchhalter wahre Flecken, so eine Art Fettflecken in der Firma gewesen seien.

Die Briefe, die Herr Biesenrode vortrug, schienen den alten Herrn sehr zu interessiren. Er hatte seine goldene Brille auf die Stirne hinaufgeschoben, bei ihm ein Zeichen der höchsten

Aufmerksamkeit, und hatte schon zweimal mit der Feder an der Nase gekratzt, ebenfalls ein untrügliches Zeichen, daß es sich um ein sehr bedeutendes Geschäft handle, — daß er bereits seinen Entschluß gefaßt habe und die Sache so gut wie abgemacht sei.

„Halt!“ unterbrach jetzt Herr van der Vieden die Vorlesung und streckte die Feder aus, wie einen Commandostab. „Halt! Diese Mittheilungen unsers Correspondenten von Kanagawa sind von der höchsten Wichtigkeit und befestigen meinen Entschluß. Notiren Sie.“

Der Chef diktirte und der Buchhalter schrieb mit einer silbernen Bleifeder auf die Ecke eines Briefes:

„De zwaluw (die Schwalbe), Capitain Roos. Bestimmung Hafen von Kanagawa in Japan. Fracht: gedruckter Kattun, Kalikot, Flanell, klein gemusterter Zitz, wollene Tücher, Utrechter Sammt, wollene Bettdecken, Gin, Genever und Zucker.“

„Genever und Zucker,“ wiederholte Herr Biesenrode und blickte seinen Herrn an.

„Nähere Instruktion vorbehalten,“ fuhr dieser fort. „In sechs Wochen segelfertig. Sheepsreeder (Schiffsherr): Anton Gruber.“

Der Buchhalter sah überrascht und fragend auf.

„Anton Gruber,“ wiederholte Herr van der Vieden mit stärkerer Betonung. „Haben Sie bezüglich dieser Wahl Etwas zu bemerken?“

„Herr Gruber ist ein vortrefflicher junger Mann,“ erwiderte der Buchhalter in achtungsvollem Tone, „aber Mynheer möge verzeihen, er ist kein Kaufmann, und insbesondere sind ihm diese Artikel gänzlich unbekannt.“

„Neen toch (nein doch), ein Kaufmann ist er nicht, waarachtig neen (wahrhaftig nicht)“, lachte der alte Herr. „Alles Mögliche, nur kein Kaufmann. Aber ich brauche auch keinen Kaufmann, Herr Biesenrode; ich brauche nur einen durchaus zuverlässigen, treuen und ehrlichen Menschen .....“

„Und da können Mynheer keinen bessern finden,“ fiel Herr Biesenrode mit großem Eifer und fast respektwidrig seinem Chef in die Rede. „Op mijne eer (bei meiner Ehre), an diesem jungen Menschen ist jeder Zoll Treue und Redlichkeit. Die natürlichste und einnehmendste Liebenswürdigkeit. Ich muß gestehen, ich bin ganz verliebt in den Burschen, obschon Nichts an ihm Kaufmann ist.“

„Ich wollte, Sie wären der Einzige, der in ihn verliebt ist,“ murmelte Herr van der Vieden und steckte mit bedenklicher Miene die Feder hinter's Ohr. „Uebrigens,“ setzte er laut hinzu, „ist der Junge keineswegs auf den Kopf gefallen. Er hat ein gewisses natürliches Geschick, eine angeborene Gewandtheit und ein muthiges Herz. Es ist zum Erstaunen, was der junge Mensch sich gemacht hat in den wenigen Jahren, die er bei uns ist. Sie erinnern sich doch noch? He? Herr Biesenrode, Sie werden doch?“

„Ob ich mich erinnere,“ sagte dieser lächelnd und nahm mit einer tiefen Verbeugung eine Prise aus der goldenen Dose, die ihm geboten ward.

Die Verabreichung einer snuifje (Prise) von Seiten des Herrn van der Vieden an einen seiner Untergebenen war stets eine Handlung der höchsten Huld und berechtigte diesen mit seinem Chef, gerade wie mit Seinesgleichen, ein Bischen außergeschäftlich zu plaudern.

„Ob ich mich erinnere,“ fuhr deshalb der Buchhalter fort

und schüttelte einige Tabaksstäubchen aus seiner Hemdkrause. „Es ist mir gerade wie gestern. Er kam mit seinem Pflegevater, unserm wackern Geschäftsfreunde, dem Holzhändler Maier von ..... von ..... Dings da, im Badischen dort droben, und der Herr Maier sagte: Da bringe ich Ihnen den Burschen, von dem ich geschrieben. Er ist eine Waise, auch sonst ein armer Schelm, aber ein braves, ehrliches deutsches Herz, und Sie werden zufrieden mit ihm sein."

„Sie haben Alle einen Hochmuth auf ihre Herzen de goede duitschen (die guten Deutschen)", unterbrach Herr van der Vieden. „Doch warum sollten sie auch nicht? Erstens haben sie ein Recht dazu und zweitens, auf was sollten sie denn sonst stolz sein? Op haar eendragt (auf ihre Eintracht)? He?"

Dieses war einer von Herrn van der Vieden's stehenden Witzen und zauberte ein pflichtschuldiges Lächeln auf die Lippen des Buchhalters. Dieser aber fuhr fort:

„Der arme Toon (Anton) spielte als Debutant eine kuriose Figur. Ein hübscher Junge war er damals schon, aber unbeholfen, schüchtern, linkisch, ein ächter duitshen bouwer-jongen (deutscher Bauern-Junge) und zwar, wie es schien, keiner von den feinsten."

„So eine Art ungeschliffener Diamant? He?"

„Ein Diamant? Ja. Ungeschliffen? Ja, sehr ungeschliffen. Es ist haarsträubend, welche Heldenthaten dieser junge Mensch am ersten Tage schon vollbrachte. Erstens trug er an seinen dicken, mit Nägeln beschlagenen Schuhen, die halbe Werfte mit in die Wohnstube, deren Boden der Stolz der Lijsje ist; denn er ist so weiß, wie der gefallene Schnee, und die Lijsje bekam nachträglich Nervenzufälle und mußte den

Arzt brauchen. Dann, als unser Fräulein kam, und er wollte seine Verbeugung machen, da fuhr er mit dem rechten Fuße so hinten aus, daß er einen Tisch mit sammt den Tassen in die Luft schleuderte und es ist auch nicht eine einzige ganz geblieben."

„Ha, ha, ha!" lachte der alte Herr, den diese Erinnerungen an die ersten Heldenthaten seines Lieblings erheiterten. „Und dann, wissen Sie noch Herr Biesenrode," und er faßte seinen Buchhalter am Rockknopfe, „wissen Sie noch, bei Tische, wie er die Ananas mit Messer und Gabel verspeiste und gräuliche Gesichter dazu schnitt? Und wie er dann das blaue Glas mit dem lauen Spühlwasser austrank und es mit einem „pfui Teufel" auf den Boden ausspuckte? Ha, ha, ha! Herr Biesenrode, Sie werden doch das nicht vergessen haben?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" rief der Buchhalter, und da sein Herr das Signal zu einem lauten Lachen gegeben hatte, so durfte er sich auch ein solches erlauben; ja er hielt es eigentlich für Schuldigkeit, jetzt ebenfalls in ein lautes Gelächter auszubrechen. „Ha ha ha! ob ich mich erinnere."

„Ha, ha, ha!" sekundirte der Chef der Firma, und die beiden Herren brachen in ein so schallendes Gelächter aus, daß das Federgekritzel in dem Comptoir neben an verstummte und zwölf neugierige Gesichter von ihren Pulten auf und sich erstaunt gegenseitig anschauten; denn ein solcher Laut der Fröhlichkeit aus dem Allerheiligsten des Herrn van der Vieden war eine große Seltenheit, ein unerhörtes Ereigniß.

„Dann, an dem gleichen Nachmittage, das Kraftstück im Magazine," fuhr der Buchhalter fort; „das war doch der Glanzpunkt von Allem. Unser vierschrötiger bootsman Jan Boeks hatte den jungen Deutschen Etwas verächtlich über die Schultern angeblickt und hatte gesagt:

Pah! ein Moff! („Moff“ ein holländischer Schimpfname gegen die Deutschen) und Alles hatte gelacht. Als der junge Mensch aber gefragt und erfahren hatte, was Moff eigentlich zu bedeuten habe, da ist er vor Sie, Herr van der Vieden, hingetreten, hat seine Mütze abgezogen und hat gesagt:

„Herr, es ist gewiß nicht Euer Wille, daß ein junger unerfahrener Mensch, der zudem Euer Gast ist, von einem solchen Dickwanst in Eurem Hause beleidigt werde. Erlaubt, daß ich den dicken Schlingel dort dafür abstrafe und einen deutschen Hosenlupf mit ihm mache.“

„Einen Hosenlupf, ja, so hat er gesagt!“ rief der alte Herr. „Ich war begierig zu sehen, was denn eigentlich ein Hosenlupf ist und sagte: „Nur drauf mein Junge, mache einen Hosenlupf mit ihm,“ und winkte dem Hans. Der aber fletschte die Zähne vor Vergnügen, daß er einem duitshen Eins wischen dürfe, denn er kann die duitshen nicht leiden, der Jan, und es ist ein Vorurtheil von ihm.“

„Ja, aber es ist anders geworden, als der Hans gemeint hat,“ nahm der Buchhalter die Rede auf, da sein Herr eine Pause machte um Athem zu schöpfen; „denn, als der schlanke junge Deutsche auf ihn zukam und der Hans seine mächtigen Arme öffnete, um das bissel Mensch, wie er den Anton nannte, zu erdrücken, da schlüpfte ihm dieser unter den Armen weg, daß der Hans in die leere Luft hinausgriff; im nächsten Augenblick aber schwebte der dicke Jan zappelnd in der Höhe und flog fünf Schritte weit auf einen Haufen stokvischen (Stockfische), daß dem armen Burschen alle Knochen im Leibe krachten und er brüllend und fluchend die Beine in die Höhe streckte.

„Ich sehe ihn noch, den Hans," fiel Herr van der Vieden wieder ein, „wie er mit den Beinen strampelte und wie er brüllte. Der Anton aber setzte seine Mütze auf und rief: „So, das war für den Moff!" Dann trat er zu mir und schaute mir mit seinen treuen ehrlichen Augen in's Gesicht, lächelte und sagte: „Das war ein deutscher Hosenlupf, Herr." — Schon dort hat er mir's angethan, der Junge. — Von dort hatten Alle Respekt vor ihm und hat ihn keiner mehr „Moff" gescholten. Der Hans aber ist sein bester Freund geworden und läuft ihm nach, wie ein Hund seinem Herrn, und sagt Mynheer Toon zu ihm, was bei dem Hans ein Zeichen der höchsten Hochachtung ist."

„Er hat's uns Allen angethan," setzte der Buchhalter mit großer Lebhaftigkeit hinzu. „Wir haben ihn Alle mit Mißtrauen empfangen, ich will es nur gestehen; er aber hat uns gezwungen, ihn lieb zu haben. Er hat's uns aber auch vergolten und Ihnen ganz besonders, Mynheer."

„Waarachtig, ja, das hat er," sagte dieser ernst, und das Lächeln verschwand von seinen Lippen. „Ich werde es ihm nie vergessen. Es ist just zwei Jahre, gerade heute ist der Jahrestag wieder. So lange ich denken kann, wird dieses Bild vor meinen Augen schweben. Ich stand händeringend vor meinem in Flammen stehenden Hause. Ich war dem Wahnsinne nahe; denn meine Roosje, mijn oogappel (Rosa mein Augapfel), das Ebenbild ihrer Mutter, mein einziges Kind wurde vermißt. Ich bot mein halbes Vermögen, als Preis ihrer Rettung, und ich hätte es auch gegeben; doch die Menge wandte sich von mir ab und weinte, denn eben war der Dachstuhl eingestürzt. Ich wollte mich selbst in die Flammen stürzen; man hielt mich mit Gewalt zurück. Da weckte

mich ein Geschrei aus meiner Raserei. Ich blickte auf und sah einen Mann sich auf die Brüstung eines Fensters im zweiten Stockwerke schwingen. Es war das Zimmer meiner Tochter, und Rauch und Flammen schlugen aus dem Fenster. Der Mann hatte eine weibliche Gestalt im Arme und beider Kleider brannten."

„Meine Tochter, meine Rosa!" schrie ich halb wahnsinnig vor Entsetzen und rang die Hände nach ihr empor. Im Nu hatten ein halbes Dutzend Feuerspritzen ihren Strahl nach den beiden Menschen gerichtet; eine Leiter war an das Fenster geworfen worden, und der Mann mit seiner Last stieg ruhig, Schritt für Schritt und geschützt vor einem weitern Angriffe der Flammen durch die Wasserfluthen, die ihn überschütteten, die Leiter herunter. Unten angekommen, stand er einen Moment; dann stürzte er mit seiner Last leblos in die Arme der Umstehenden. Es war Anton, der meine Rosa gerettet hatte."

„Anton war mit Brandwunden bedeckt und wurde erst nach wochenlangen Leiden wieder hergestellt."

„Rosa war nur wenig beschädigt und erholte sich bald von ihrem Schrecken. Ich werde dem Anton jene Stunde nie vergessen."

Der alte Herr hatte sich mit seiner Erzählung so in Erinnerung versenkt, daß er ganz in Extase gerieth und sich mehr wie einmal die Augen wischte.

Auch Herr Biesenrode war ganz ergriffen und vergaß sich in seinem Mitgefühle so weit, daß er seines Herrn Hand ergriff und sie mit theilnehmender Rührung schüttelte.

Herr van der Vieden lächelte und gab den Händedruck mit großer Herzlichkeit zurück.

„Danke, danke, Herr Biesenrode. Sie haben zwar die

Geschichte schon oft gehört und werden sie noch oft zu hören bekommen; denn ich will es nur gestehen, diese Geschichte ist meine schwache Seite. Aber ich danke Ihnen jedesmal für Ihre Theilnahme; sie thut mir wohl, und ich weiß, Sie meinen es herzlich gut."

„So, jetzt haben wir geplaudert," setzte Herr van der Vieden hinzu und machte eine leichte Verbeugung. „Wenn Anton kommt, ich habe mit ihm zu sprechen."

Herr Biesenrode erwiderte die Verbeugung und verließ das Cabinet seines Herrn.

Draußen in dem Comptoir hatten unterdessen zwölf Schreibfedern eine halbe Stunde pausirt und deren Inhaber sich damit beschäftiget, gegen das Zimmer ihres Chefs hin lange Hälse zu machen, um hie und da ein paar Worte des dort laut geführten Gespräches zu erhaschen.

„Sie sprechen von dem deutschen Lümmel, dem Anton," zischelte ein junger Mann hinter seinem Pulte hervor seinem Gegenüber zu.

„Pscht!" gab dieser zurück. „Er ist der Liebling des Herrn. Es kann Dich den Platz kosten, William, wenn ihm so Etwas zu Ohren kommt."

Der junge Herr William antwortete mit einer verächtlichen Geberde und machte auf seinem Drehbocke eine halbe Wendung, um mit seinem Collegen im Rücken einige Worte zu flüstern:

„Hörst Du, Frederik? Der Alte erzählt wieder einmal die Geschichte von dem Brande."

„Wo der Anton sich so wacker benommen hat?"

„Pah! Glück hat er gehabt, weiter Nichts! Heilloses Glück!"

„Das Glück hättest Du auch haben können, William,"

erwiderte Frederik mit spöttischem Lachen; „denn, wenn ich mich recht erinnere, so warst Du ja mit dabei, und unser Fräulein Rosa hat lange genug gewartet, um sich von Dir retten zu lassen. Länger zu warten, konntest Du ihr wohl nicht zumuthen.“

An allen Pulten erhob sich ein halblautes Gelächter, und Herr William wurde kirschroth im Gesicht.

„Ihr werdet sehen,“ sagte er höhnisch, „unser Alter wird dem deutschen Bären seine Rosa sammt einer Million an den Kopf werfen. Diable, wer konnte auch so Etwas voraussetzen? Um den Preis hätt' ich's auch wagen können.“

Jetzt eröffneten sämmtliche Pulte ein wahres Artilleriefeuer gegen den Herrn William.

„Freilich, freilich,“ rief der Eine, „es wäre schon der Mühe werth gewesen, sich die Finger ein wenig zu verbrennen.“

„Ho, William,“ rief ein Anderer, „da hätte man können seine Schulden bezahlen?!“

„Firma van der Vieden en William!“ lachte ein Dritter. „Hätte sich famos ausgenommen!“

„Der Alte thut's, Ihr werdet's sehen, das sieht ihm ganz gleich!“

„Und Fräulein Rosa wird auch nicht nein sagen. Ich habe meine Augen nicht umsonst im Kopf, ich!“

„He! William! Probiren könntest Du's doch noch, den Deutschen aus dem Sattel zu heben. Du bist doch sonst so unwiderstehlich?“

Herr William hatte sich, um die vielen Angriffe zu pariren, schon ein Dutzendmal auf seinem Drehbocke umgewendet, und eben wollte er mit glühendem Gesichte losschlagen, da warnte ein „Pscht!“ und alle zwölf Nasen beugten sich tief auf die

Pulte nieder, und die zwölf Federn kritzelten so eifrig und unbefangen auf dem Papiere, daß der eintretende Herr Biesenrode sich vollkommen beruhigt über den Eifer seiner Untergebenen an seinen Pult setzte und sich, noch ein Lächeln auf den Lippen, mit großer Aufmerksamkeit in das Studium eines kolossalen, mit Messing beschlagenen Folianten vertiefte.

Eine volle Viertelstunde wurde die feierliche Stille des Comptoirs durch Nichts unterbrochen, als durch das gewöhnliche Comptoirgeräusch: — Federngekritzel, das Fallen eines Lineales, das Kreischen eines Drehbockes, ein Räuspern, oder ein halbunterdrückter Seufzer über den langsamen Gang der Comptoiruhr, — da öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann durchschritt die ganze Länge des Saales, da und dort einem der jungen Herren freundlich zuwinkend, — und nachdem er an dem Pulte des Herrn Biesenrode einen kurzen Halt gemacht und mit diesem Herrn ein paar leise Worte gewechselt hatte, verschwand er in dem Cabinete des Herrn van der Bieden.

„Hast Du gesehen?“ flüsterte Herr William seinem Gegenüber zu; „er thut schon, wie der Sohn vom Hause. Ich möchte aus der Haut fahren.“

Drinnen im Cabinete hörte man laut sprechen und von Zeit zu Zeit ein heiteres, jugendliches Lachen.

„Es ist nicht zum Aushalten,“ murmelte Herr William und warf im Unmuthe das Lineal auf den Pult, daß Herr Biesenrode erstaunt von seinem Buche aufschaute. „Bin ich in jenem Zimmer jemals anders gewesen, als mit Heulen und Zähnklappern? Und dieser Mensch lacht da drinnen so ungenirt, als hätte er das Recht dazu! loop naar den duivel! (Geh zum Teufel!)“

Da öffnete sich die Thüre des Cabinetes wieder, und heraus trat der junge Mann mit freudestrahlendem Gesichte und ging gerade auf Herrn Biesenrode zu, diesem alten Herren achtungsvoll und freundlich die Hand schüttelnd.

Zum erstenmale seit fünf Jahren steht der Toni, des Haldenbauers Toni, wieder vor uns; hier nach seinem Familiennamen Anton Gruber genannt.

Wir erkennen ihn wieder auf den ersten Blick, und doch ist eine mächtige Veränderung mit ihm vorgegangen. Ein blonder Bart umsproßte Wangen und Lippen und gab seinem Gesichte einen männlicheren, kräftigeren, entschiedeneren Ausdruck. Die breite Narbe auf der Stirn — ein Andenken noch von der Feuersbrunst her — stand ihm gut und störte nicht den verständigen und gutmüthigen Ausdruck seiner blauen Augen. Auf seinen Wangen wohnte Gesundheit und in seinen Gliedern Kraft. Seine Kleidung hielt die Mitte zwischen ländlichem und städtischem Schnitte. Zu einer ganz städtischen Tracht hatte er sich nicht entschließen können. „Ich bin ein Bauer und kann und will nie ein Städter werden,“ hatte er gesagt, und nur mit Mühe, und weil seine badische Bauerntracht in Holland doch auch gar zu auffallend erschienen wäre, hatte er überredet werden können, seine Kleidung etwas zu ändern. Deshalb war seine heimathliche Pelzmütze in einen runden holländischen Hut mit breitem Rande verwandelt worden; seiner Tuchjacke hatte man die Schöße etwas verlängert und einen kurzen Rock daraus gemacht; seine Hosenträger trug er nicht mehr über, sondern unter der Weste, und dieser selbst hatte man einen etwas moderneren Schnitt und eine weniger grellrothe Farbe gegeben; seine Lederhosen hätten sich in

Tuchhosen verwandelt; die hohen Stiefel aber hatte er beibehalten, nur hatten sie eine etwas zierlichere Form.

„Freuen Sie sich mit mir," rief der junge Mann, den wir, so lange er in der Fremde ist, „Anton" nennen wollen, mit vor Vergnügen leuchtenden Augen, „freuen Sie sich mit mir, Herr Biesenrode! heute Abend noch kommt der längst erwartete große Floß. Nachrichten aus der Heimath, Herr Biesenrode! O, ich kenne mich nicht vor Freude! Herr van der Vieden hat mir erlaubt, dem Floße entgegen zu fahren, und wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich meinen Hans mit mir nehmen. Er soll dem Floß als Lotse dienen."

„Nehmen Sie ihn nur mit, Herr Anton," sagte Herr Biesenrode mit gütigem Tone, und sein Auge ruhte mit aufrichtigem Wohlwollen auf dem blühenden Gesichte des jungen Mannes. „Nehmen Sie ihn nur mit, den dicken Hans Hosenlupf. Ha ha ha! Ich sehe ihn noch immer, wie er die Beine in die Höhe streckte! — Sie werden ihn gut brauchen können, und wenn Einer den Floß glücklich in den Hafen bugsirt, so ist's der Hans."

„Danke, danke!" rief der junge Mann, und mit einem halblauten Freudenrufe auf den Lippen und nachdem er die jungen Herren mit einem freundlichen Lächeln gegrüßt hatte, verließ er rasch das Comptoir.

## VIII.

Anton hatte eilenden Schrittes die großen und prachtvollen Hausfluren durchmessen, deren Wände mit blendendem Stuck verkleidet und deren Böden Marmor waren, und die breite Treppe, die in das zweite Stockwerk führte, erstiegen — eine Treppe von glänzend polirtem Mahagoniholz, mit schweren Teppichen belegt, mit blühenden Topfpflanzen besetzt und mit vergoldeten Geländern geschützt —; da traf er auf dem obern Absatze, bei einer Treppenwendung ganz unerwartet und überraschend auf ein junges Mädchen, welches seinen schönen Kopf lauschend über das Geländer herabbog und mit einem leisen Schrei und über und über erröthend zurückfuhr, als der junge Mann so plötzlich unter ihren Augen erschien.

„Mijn God! Wie haben Sie mich erschreckt!" rief das Mädchen und sah dem jungen Mann lächelnd und halb schüchtern in das Gesicht. „Wer wird aber auch so die Treppe heraufrasen."

Anton zog den Hut, machte eine ungezwungene Verbeugung und sagte lachend: „Fräulein Rosa, ich bin und bleibe halt ein deutscher Bauer, und Sie mögen sich noch so viele Mühe mit mir geben, der Bär, wie Herr William mich zu nennen beliebt, wird doch nicht glatt geleckt, wie Sie wohl wissen. Uebrigens schickt mich Ihr Herr Vater, und das wird meine Eile entschuldigen."

„Von meinem Vater? Ich weiß. So kommen Sie herein, Sie ungeleckter Bär, Sie!" rief lachend die junge Dame und Anton bei der Hand fassend, zog sie ihn in das Zimmer.

Die einzige Tochter des Mynheer van der Vieden und Erbin seines unermeßlichen Vermögens war ein liebliches, kaum aufgeblühtes Mädchen von 17 Jahren, mit herrlichen blauen Augen, die nur Liebe und Freundlichkeit blicken zu können schienen, einer blendenden und blühenden Gesichtsfarbe und einem Munde, der den Beschauer um so lieblicher anlächelte, als er noch keine andere Bestimmung kannte, als eben dieses rein kindliche unschuldige Lächeln. Sie trug die holländische Tracht, so weit dies möglich war, ohne ihre zierliche Figur zu entstellen. Aus diesem Grunde war der holländische Rock mit seinen abscheulichen Wülsten auf den Hüften ganz verbannt und hatte einem hellseidenen Kleide nach französischem Schnitte weichen müssen trotz der Abneigung des Herrn Papas gegen die französische Mode. Allerliebst aber kleidete sie das nette holländische Battisthäubchen mit den goldenen hofdytzern (goldene Bleche, welche zu beiden Seiten des Kopfes getragen werden) und das reiche holländische Mieder. Ueber das ganze Mädchen war ein solcher Duft von Lieblichkeit und Unschuld ausgegossen, daß man nicht leicht eine ansprechendere Erscheinung sich denken konnte.

In dem Zimmer angekommen, stellte sie sich mit komischem Pathos vor Anton und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Ja, ja, Herr William hat ganz Recht, ein ungeleckter Bär sind Sie, daß Sie es nur wissen, und ein deutscher Bauer dazu, wie Sie sagen, sonst dürfte man Ihnen nicht befehlen müssen, in diese Zimmer zu kommen, wie jetzt mein Vater gethan hat. Denn wissen Sie, wie lange Sie nicht bei mir waren, Sie böser Mensch?“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Fräulein Rosa, es ist schon lange her,“ flüsterte Anton in halber Verlegenheit.

„Aber Sie wissen, wie ich durch das Holzgeschäft in Anspruch genommen bin; ich bin ja immer auf den Sägmühlen, und dann . . . . . . und dann passe ich mit meinen einfachen Manieren und meinen unfeinen Kleidern nicht in diese fürstlichen Räume. Hier dürfen nur zierliche und elegante Herren sich bewegen, die keine Theetische umwerfen, wenn sie sich verbeugen.“

„Ja, und die hübsch im Freien bleiben, wenn diese fürstlichen Räume mit Rauch und Flammen erfüllt sind, und wenn es gilt ein armes Mädchen zu retten, das eben verbrennen will. Da war aber ein ungeleckter Bär, ein deutscher Bauer, ein Mensch, der die Tische umwirft, wenn er sich verbeugt, mit groben Manieren und groben Kleidern, der hat es gethan; der hat sein Leben eingesetzt, um dieses arme Kind zu retten, und hat es durch Rauch und Flammen getragen und seinem jammernden Vater in die Arme gelegt. Damals hat dieser Mann den Weg in diese fürstlichen Zimmer zu finden gewußt“, — und dem schönen Mädchen schossen Thränen in die schönen blauen Augen — „aber er hat den Weg schon lange wieder vergessen.“

„Da schauen Sie, was Sie gemacht haben,“ setzte sie durch Thränen lächelnd hinzu, und drängte ihn sanft nach einem großen Wandgemälde hin, das mit einem grünseidenen Vorhange bedeckt war.

Rosas kleine Hand zog eine seidene Schnur, der Vorhang rauschte auseinander und dem erstaunten Blicke Antons zeigte sich ein von Meisterhand gemaltes Oelgemälde. Die nächtliche Feuersbrunst, bei welcher er selbst eine so glückliche Rolle gespielt hatte, fiel ihm in die Augen, und die Hauptfigur des Vordergrundes war er selbst, wie er eben die gerettete Tochter

in die Arme des jammernden Vaters gelegt hatte und bewußtlos zusammensank.



Anton betrachtete das Bild mit tiefer Rührung. Sein Herz schwoll von unaussprechlicher Dankbarkeit, daß der Zufall ihm eine solche That in den Weg geworfen, und er fühlte,

daß die Erinnerung an sie sich, wie ein Goldfaden, durch sein Leben ziehen werde.

Das holde Mädchen hatte ihm mit großer Bewegung und mit schwimmenden Augen in's Gesicht geschaut, und auf das Bild deutend, sagte sie mit halb vorwurfsvollem Tone:

„Anton, haben Sie wirklich nicht daran gedacht, daß es heute zwei Jahre sind, daß Sie dieses gethan?“

„Doch,“ flüsterte Anton mit bebender Stimme, „doch, Rosa, ich habe daran gedacht, und habe Gott gedankt, daß er es hat geschehen lassen.“

„Dieses Bild,“ fuhr Rosa fort, „hat mein Vater auf meine Bitten malen lassen, um Sie, lieber Anton, zu überraschen, und damit Sie niemals das Kind vergessen, das Sie gerettet haben. Ich freilich, ich kann es niemals vergessen, was ich ihnen zu danken habe. So,“ setzte sie hinzu und schaute wieder freundlich zu ihm empor, „und jetzt bücken Sie sich ein wenig, Sie langer Mensch, damit man auch die Narbe sehen kann, die Sie mir zu Ehren auf der Stirne tragen. So,“ und sie strich ihm die blonden Locken aus der Stirne, „jetzt kann man sie sehen. Wie schön sie ist. Und jetzt, lieber Anton, am Jahrestage Ihrer edlen That danke ich Ihnen nochmals aus innigstem Herzen.“ Ihr schöner Kopf senkte sich, und ihre Lippen ruhten einen Augenblick warm und weich auf der Narbe auf Anton's Stirne; dann flog sie, über und über mit Purpur begossen und die Augen mit der Hand verhüllend, durch die Thüre in ein Nebenzimmer.

Anton hatte während der ganzen Scene eine ziemlich verblüffte Figur gemacht. Jetzt richtete er sich wieder auf, sein Gesicht hatte einen erstaunten und fast schmerzlichen Ausdruck angenommen; er fuhr sich mit der Hand über Stirne und

Augen, und mit einem letzten Blicke auf das verhängnißvolle Oelgemälde, verließ er rasch das Zimmer.

Kaum hatte er das Feld geräumt, so öffnete sich eine Tapetenthür, und Herr van der Vieden betrat mit ernstem sorgenvollen Gesichte den Schauplatz.

„Das Lauschen ist sonst meine Sache nicht," murmelte er, indem er betrachtend vor dem Oelgemälde stehen blieb, „aber wenn es sich um das Wohl der einzigen Tochter handelt .... Arme Kinder ..... Jetzt freilich ist die Sache klar" ..... und der alte Herr verschwand langsamen Schrittes, das Kinn nachdenklich in die Hand gestützt in dem Zimmer seiner Tochter.

---

## IX.

Anton war die Treppe hinabgestürmt und dem Hafen zugeeilt, wo die weitläufigen Magazine des Herrn van der Vieden sich befanden.

Erst in der freien Luft wurde ihm der Kopf wieder klar, und sein gepreßtes Herz erweiterte sich. Was war das? So hatte er Rosa nie gesehen. Er hatte sie immer und bis heute als ein Kind behandelt, und ihre naive Vertraulichkeit hatte ihm nie etwas Anderes geschienen, als der natürliche Ausdruck der Dankbarkeit eines Kindes gegen ihren Lebensretter.

Jetzt zum Erstenmale war ihm Rosa's Benehmen aufgefallen. Das war kein Kind mehr, ihr Kuß brannte noch auf seiner Stirne. — Und doch, wenn er darüber nachdachte . . .

Er wühlte in seiner Erinnerung und suchte sich Alles zu vergegenwärtigen, was seit Jahresfrist zwischen Rosa und ihm vorgefallen war. Manche ihrer Handlungen, manches ihrer Worte fielen ihm jetzt als bedeutsam auf, die er sonst unbeachtet gelassen hatte.

Er bebte vor dem Gedanken zurück, den er denken wollte, und eine Ahnung der Gewißheit tauchte in seiner Seele auf.

Rosa war aus der Kindheit herausgetreten, ohne es zu wissen; ihr Herz hatte angefangen zu sprechen, ohne sich's bewußt zu sein. Es war augenscheinlich, dieses Erwachen ihres Herzens beängstigte und beseligte sie; aber noch schien es ihr selbst nicht klar zu sein, warum ihr Herz so bange war und doch so freudig, warum sie sich so glücklich fühlte, und doch so unglücklich, daß sie weinen mußte.

Anton hatte sich auch in der Fremde ein durchaus ehrliches, treues, ein ächt deutsches Herz bewahrt, und obgleich er sich bis dahin keinen Vorwurf zu machen wußte, so kam er sich doch fast wie ein Verbrecher vor, der seinem Herrn und Wohlthäter sein theuerstes Kleinod gestohlen hat, da er unbewußt eine Neigung hervorgerufen hatte, die er nicht erwidern durfte.

Rosa, die fein erzogene und fein gebildete Tochter des vornehmen van der Vieden und einzige Erbin seines unermeßlichen Vermögens — und Anton, als Bauernknecht geboren, der arme, wenig gebildete und unbedeutende Bursche . . . . . . . Nein, nein, schon der Gedanke an die Möglichkeit einer innigeren Beziehung zwischen ihm und Rosa mußte als Wahnsinn erscheinen, und Anton hatte vor der Hand noch nicht Lust seinen Verstand zu verlieren. Und doch . . . . ähnliche Fälle

waren schon vorgekommen und . . . . Ja, jetzt erinnerte er sich, einst eine Geschichte gelesen zu haben, wo . . . . .

„Narrheit! Dummheiten!“ rief er und rückte den Hut in zornigem Ungestüm in die Augen, „wo gerathe ich hin? Auf dem geraden Wege ein undankbarer Schuft zu werden, oder noch etwas Schlimmeres. Madlein zu Hilfe!“

„Madlein zu Hilfe!“ Das war bis dahin der Talismann gewesen, den er in treuem Herzen getragen, und der ihn bis dahin vor allen Verirrungen des Herzens bewahrt und ihm als sicherer Wegweiser gedient hatte auf dem Wege der Ehre und der Pflicht.

O, er hatte seine Madlein nicht vergessen, und wenn seine Liebe ihm auch den Appetit nicht nahm, und ihm den Schlaf nicht raubte, noch die Wangen bleichte, sie war doch eine treuere und innigere, als das seufzende, schmachtende Ding, das mancher schmalwangige Salonheld seine Liebe zu nennen beliebt.

Anton hatte von seiner Madlein seit fünf Jahren soviel wie Nichts erfahren; denn sein Pflegevater, der Holzhändler Maier schien seinen besondern Plan zu haben mit den jungen Leuten und hatte ihnen jeden schriftlichen Verkehr verboten. Anton mußte sich fügen und sich damit begnügen, von Zeit zu Zeit von seinem Pflegevater zu vernehmen, daß Madlein lebe und gesund sei. Aber trotz der weiten Entfernung und trotz diesen mangelhaften Nachrichten vertraute er doch fest auf die Liebe und Treue des Mädchens, so fest, wie auf seine eigene. Und wie er jeden Tag zu seinem Gott betete, so dachte er jeden Tag an seine Madlein. Er dachte an sie, wenn er sich freute, und dachte an sie, wenn er betrübt war, und als er das Kind aus den Flammen trug, war seine Madlein bei ihm, und wenn eine Versuchung an ihn kommen wollte, rief er:

„Madlein zu Hilfe!“ und sie kam und stand ihm zur Seite und schützte ihn, und eben jetzt wieder trat ihr liebliches bleiches Bild vor sein geistiges Auge. Er sah sie, wie sie bei ihrem letzten Abschiede mit ihm auf dem Grabe seiner Mutter kniete — sie hatten sich dort das einzige und das letzte Mal gesehen seit dem unglücklichen Kegelfeste —, und wie sie ihm die Hand reichte und sagte:

„Toni, Deine Mutter unterm Boden hat's gehört; ich will Dir treu bleiben jetzt und immerdar! — “

„Madlein zu Hilfe!“ Sie hatte seinen Hilferuf gehört, und sie kam und half ihm, und vor ihrer einfachen, bescheidenen Gestalt schwand das glänzende Bild, das zwischen sie und Antons Herz sich hatte drängen wollen.

„Mynheer Toon! Ho, ho, Ahoi! Teufels-Junge! Sie rennen ja in den Kanal hinein!“ brüllte jetzt eine kräftige Baßstimme. Anton schreckte empor und in der That, seine Träumereien hätten ihn fast in den Kanal geführt; was übrigens kein großes Unglück gewesen wäre, da er schwimmen konnte, wie eine Ente.

Die Baßstimme war dem breiten Munde, der in dem breiten Gesichte eines breiten Holländers saß, entströmt und der Holländer selbst, einen gеölten Südwester auf dem Kopfe, in einer Theerjacke und in hohen Schifferstiefeln steckend und einen Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, kauerte auf einem großen Schiffs-Anker, der auf der Quai-Mauer lag.

„So, Du bist's dicker Hans?“ sagte Anton und schaute dem Holländer freundlich in das derbe gutmüthige Gesicht. „Was treibst Du denn da?“

Der dicke Hans erwiderte den Gruß durch ein breites Grinsen. „Ich sonne mich, Mynheer. Die Sonne ist bei

uns in Holland ein so selten Ding, daß man sie profitiren muß."

„Weißt Du Hans, daß heute noch ein Floß kommt von der Murgschifferschaft?"

„Was?" rief der Bootsmann und sprang auf die Beine. „O hoe schoon is dat! (o wie schön ist das!) Und da ist der Steuermann Steffe auch mit dabei? Ei, er wird doch?!"

„Freilich Hans, warum sollte er nicht?"

„Ein Hauptbursche, der Steffe! Schade, daß er ein Deutscher ist; könnte ein Holländer sein, waarachtig en God! (Wahrhaftig und Gott)."

„Was, Hans? — deutsch — holländisch — Hans?" rief Anton lachend und drohte mit der Hand, „will das holländische Großmaul wieder eine Lection im Deutschen? He, Hans Hosenlupf, willst Du?"

„Neen, neen tock, voor den drommel! (Nein, nein doch, zum Henker!)" rief der dicke Hans mit beiden Händen abwehrend. „Nein, nein, Ihr müßt's gnädig machen mit mir! Ich möcht nur wissen, Mynheer, ob sie bei Euch zu Haus Alle solche Fäuste haben?"

„Alle Hans, Alle; ich bin noch einer von den Geringsten."

„Donder en weder!" fluchte der Hans, „Respect davor!" Dann trat er dicht vor Anton hin, kniff die Augen zusammen und mit dem Daumen rückwärts über die Schulter deutend sagte er:

„Und wir fahren denen dort entgegen, denke ich? Na, Mynheer Toon, wir werden doch?"

„Freilich werden wir. Wie sollten sie denn hereinkommen ohne Dich? Du weißt es wohl, sie brächten's nicht zuweg."

Der dicke Hans rieb sich schmunzelnd die Hände und ließ vor Vergnügen seine fetten Finger knacken, wie Pistolenschüsse.

„Na, Herr Anton, und wie ist's mit der Ladung? Wir werden doch nicht mit leeren Händen kommen?"

„Nein, Hans, tröste Dich," sagte lachend Anton. „Unser guter Herr van der Vieden hat auch daran gedacht. Du nimmst ein paar Körbe Genever mit und einen Korb Rum und was man sonst braucht zu einem steifen Grog, und einen Korb holländer Käse zum Willkomm. Und hörst Du, Hans, takle Dich ein wenig besser auf; denn Du schaust drein, wie eine Häringstonne und duftest ebenso fein. In einer Stunde treffen wir uns auf dem Dampfboote."

---

Eine Stunde später flog ein Dampfboot die Merwede hinauf gegen Gorkum. Vorn am Bugspriet lehnte ein junger Mann; sein entfesseltes blondes Haar flatterte im Winde und sein Auge spähte eifrig flußaufwärts. Es war Anton, dem der Gedanke, bald Nachrichten aus der Heimath und von Madlein zu erhalten, die Wangen glühen und die Augen leuchten machte.

Es war das erste Mal seit seiner Abwesenheit von der Heimath, daß er direkte Nachrichten aus seinem Dorfe erhalten sollte, und sein Herz klopfte dem alten Steuermann Steffe entgegen, als ob es seine Madlein selber wäre.

Hans Boeks, oder von Herrn Biesenrode Hans Hosenlupf genannt, saß auf dem Verdecke auf einem Korb Käse und hatte eine ansehnliche Zahl Flaschenkörbe um sich herum versammelt, mit denen er die zärtlichsten Blicke wechselte. Der dicke Mensch hatte sich ganz neu aufgetakelt und war in seinem Glanzleder=

hütchen, das ihm keck auf einem Ohre saß, seiner blauen Matrosenjacke und seinen weiß und roth gestreiften Hosen ein ganz stattlicher Bursche. Schon waren sie an Gorkum vorübergeflogen und an der Festung Löwenstein, in welcher Hugo Grotius einst geschmachtet hatte und durch sein tapferes, treues Weib Maria von Reigensberg (solche Namen sollte man bei jeder Gelegenheit nennen und den Menschen in's Gedächtniß zurückrufen) auf so muthige und originelle Weise befreit worden war, und schon hatten sie die Stelle passirt, wo die Wahl und die Maas sich zur Merwede vereinigen, und noch immer wollte Nichts sichtbar werden von dem ersehnten Flosse.

„He, Hans Faulenzer!“ rief jetzt Anton ungeduldig. „Was stierst Du denn ewig die Genever Flaschen an!? Da komm her, und schau mit mir nach dem Flosse aus!“

„Was soll das helfen?“ brummte Hans und arbeitete sich bequem auf seine dicken Beine empor. „Deshalb kommt er doch nicht früher,“ und die Augen mit der Hand beschattend, schaute er stromaufwärts. „Ich kann nichts sehen. Ich habe eine Zunge, so rauh wie eine Feile, und eine Kehle, so trocken wie ein Stockfisch, da mag der Henker die Augen offen halten.“

„So mache Deine Kehle naß, Du altes Ginfaß, Du! Aber eile Dich, ich brauche Deine Seemannsaugen.“

„Braaf, das lasse ich gelten,“ schmunzelte der Bootsmann. „Ist voor eene landrat (für eine Landratte) ein ganz prächtiger Bursche, Mynheer Toon.“ Mit großer Sorgfalt zog er aus dem Stroh eines Flaschenkorbes eine gesiegelte Flasche hervor, und nachdem er den Staub von dem Glase gewischt und die Farbe des Inhaltes am Lichte geprüft hatte, entkorkte er sie und setzte sie nach einem einleitenden behaglichen Schnalzen an

seinen Mund. Es war ein langer und saftiger Kuß, den er mit seinem Liebchen „Gluck-Gluck," wie er die Flasche in zärtlichen Augenblicken nannte, tauschte, und als er ihr wieder die Freiheit gab, war ein Drittheil ihres Inhaltes verschwunden. „Ah!" seufzte er mit ungeheurem Behagen und schob die Flasche zu seinem weitern Privatgebrauche in seine umfangreiche Tasche. „Das war ein Kuß, mijn schatje! (mein Schätzchen!) Das brennt! — Prrh! — Ist doch ein ander Ding, als das Geleppper, das sie Wein nennen. — So, Herr Anton, jetzt steh ich zu Diensten, jetzt wollen wir ihn gleich haben, den faulen Burschen."

Der Bootsmann erkletterte das Bugspriet mit einer Leichtigkeit, die in Anbetracht seiner Corpulenz in Erstaunen setzen mußte, und beschaute sich aufmerksam den Horizont vor ihm.

Nach einer kleinen Weile sagte er:

„Der Floß kommt heute nicht nach Dortrecht."

„Was sagst Du? Warum?"

„Weil ihm ein kleines Malheur passirt ist, waarachtig!"

„Ich glaube, Du bist verrückt?" rief Anton aus. „Woher weißt Du denn das?"

Hans aber fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort:

„Das will ich Ihnen sagen, Mynheer Toon." Und mit dem Finger auf den Strom hinausdeutend fragte er: „Was ist das, was dort schwimmt? Und das dort und dort wieder?"

„Ha, das sind Floßwieden!"

„Zeker, zeker! (freilich, freilich!) Aber es sind Wieden von unserm Flosse, ich kenne sie am Knoten! Den Knoten dreht nur ein Murgschiffer."

„Nun, und wenn auch, Du scharfsinniger Bursche,"

erwiderte Anton, fast ängstlich gemacht durch die Zuversicht seines Freundes, „wenn auch? So ein Bündel Wieden wird leicht einmal vom Flosse weggeschwemmt.“

„Wohl, wohl, Mynheer Toon,“ sagte Hans mit triumphirendem Lächeln, „aber dann stecken keine Blocknägel drinnen. Und die Wiede dort, sehen Sie? Sie ist mitten entzwei gerissen. Und dann das Stück Holz, das dort leewärts treibt? Das ist eine Bartsche. Und das dort? Eine Schricke. Waarachtig, eine Schricke! Nun, das ist doch klar! Und aus dem Allem geht hervor, daß der Floß ein Malheur gehabt hat.“

„Das wird doch nicht sein, Hans?“ rief Anton erschrocken. „So nahe am Ziele ....“

„Pah, ist nicht halb so arg,“ fuhr Hans fort, ohne sich in seinem Gleichmuth stören zu lassen. „Ich will Ihnen sagen, was passirt ist, und wenn's nicht auf's Haar eintrifft, so will ich mein Lebtag Wasser trinken.“ Es war der gräßlichste Schwur, den Hans nur bei ganz besonderen Veranlassungen über die Lippen brachte. „Die haben sich auf ihre Floßkarte verlassen, die Narren, und haben geknausert und von Nimwegen aus keinen Lotsen genommen. Der alte Esel, der Steffe, meint, er kenne das Floßwasser hier unten, und war doch fünf Jahre nicht mehr da, und seine Floßkarte wird auch keine von den neuesten sein. Da hat er nicht gehörig vorgepeilt und ist mit der Vorspitze auf ein Werk unter Wasser gerathen und haben sich ein paar Gestöre übereinander geschoben, daß er hat beilegen müssen. Das ist Alles! Und dort liegt er, Hurrah, dort liegt er!“

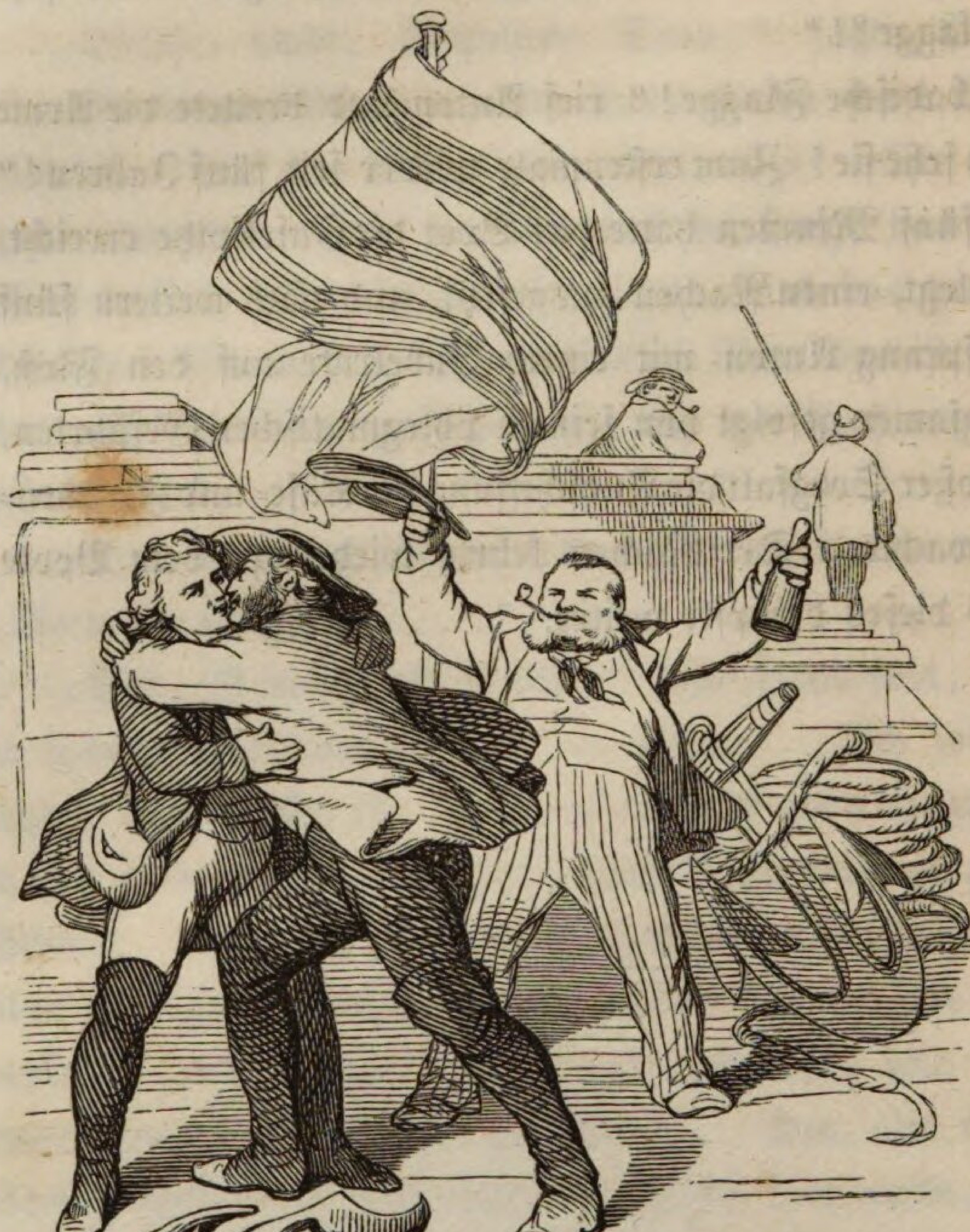
„Wo, wo?“ rief Anton und schaute ganz verplüfft in die leere Weite hinaus; er konnte Nichts erspähen.

„O, Ihr blinden Landratten,“ murrte der Dicke. „Dort hinter der Inselspitze! Sehen Sie den Rauch aufsteigen? Sie kochen zu Abend. — Und jetzt über dem grünen Busche dort die Flagge?!“

„Die badische Flagge!“ rief Anton und breitete die Arme aus. „Ich sehe sie! Zum erstenmale wieder seit fünf Jahren!“

Nach fünf Minuten hatte das Boot die Inselspitze erreicht, hatte beigelegt, einen Nachen ausgesetzt, und nach weitern fünf Minuten sprang Anton mit einem Jubelrufe auf den Floß, etwas langsamer gefolgt von seinem phlegmatischen Gefährten, der mit großer Sorgfalt die Ausschiffung der Käse- und Flaschenkörbe überwachte. Der Nachen kehrte wieder zu dem Boote zurück, und dieses dampfte weiter.

# X.



Ein stattlicher Floß war's, den die Murgschifferschaft ausgerüstet und den Rhein herunter geschickt hatte. Zwanzig Gestöre der prachtvollsten Holländer=stämme bildeten eine Riesenschlange von 600 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, und große Stöße von Brettern waren auf dem ganzen Flosse vertheilt und

derselbe war so belastet, daß er 6 Fuß Tiefgang hatte. In der Mitte des Flosses, auf einem erhöhten Brettergerüste, war die Kajüte des Floßherrn erbaut, rings umgeben von einem weiteren Dutzend Hütten für die Steuerleute, Floßmänner und Floßknechte, von denen nahe an 300 die Bemannung des Flosses bildeten. Das Ganze war fast anzusehen, wie eine kleine schwimmende Stadt, deren Bewohner sich übrigens nicht viel um zierliche Moden zu kümmern schienen, denn die 300 Bursche waren in dieser Beziehung alle über einen Kamm geschoren. Der unvermeidliche Südwester, eine stark nach Theer duftende Jacke und ungeheure Wasserstiefel, die zwei Drittheile der ganzen Figur einnahmen, bildeten das unveränderliche Kostüm.

Als Anton den Floß betrat hätte er mögen niederfallen und die gewaltigen Stämme umarmen und küssen. Es war ja Holz auf seinen heimathlichen Bergen gewachsen, und es war ihm, als hätte der Floß ein Stück Heimathluft mitgebracht, so frisch und heimlich wehte es ihm um's Herz. Und dann die badische Flagge auf hoher Maststange vor der Kajüte des Floßherrn; — er hatte einen wahren Stolz, als er die lieben Farben so lustig in der holländischen Abendluft, wie Flämmchen, züngeln sah; er schwenkte seinen Hut dem Fähnlein entgegen: „grüß dich Gott, du liebes Gelb und Roth!“ und . . . . . er konnte nicht anders — und that einen hellen Juchzer!

„Toni! Toni! Des Haldenbauers Toni!“ brüllte der Steuermann Steffe und machte einen Sprung auf Tod und Leben von einem hohen Bretterhaufen herunter, von welchem Standpunkte aus er noch eben sein Commando geführt hatte. „Toni, bist Du's wirklich und leibhaftig?“

Der ehrliche Steuermann nahm den Anton beim Kopfe und schmatzte ihn echt badisch ab; dann schüttelte er ihm die Hände so herzlich und mannhaft, daß der Anton sich heimlich glücklich schätzte, so solide Knochen zu haben; dann packte er ihn bei der Schulter und rüttelte ihn; dann hielt er ihn auf Armeslänge von sich und schaute ihm freudestrahlend in's Gesicht.

„Wahrhaftig, Junge, Du hast Dich gemacht, und es ist nicht gelogen, was sie von Dir sagen daheim. Und unterm Brusttuch wird's hoffentlich auch noch in Ordnung sein? Was?" Und wieder fiel der alte Steffe über den verblüfften Anton her, und die ganze Prozedur des Küssens, Händedrückens und Schüttelns wurde von Neuem angefangen. Der alte Steffe war ganz aus dem Häusle. Anton hatte eine gute Constitution und konnte sonst wohl einen tüchtigen Puff aushalten; aber die stürmische Zärtlichkeit seines alten Freundes war eher für einen Eichenknorren, als für ein Menschenkind mit Fleisch und Bein berechnet, und Anton war unter diesen Freundschaftsbeweisen fast außer Athem gekommen.

„Hans, zu Hülfe!" rief er mit komischer Verzweiflung. „Dicker Hans, zu Hülfe, der alte Narr da bringt mich um's Leben!"

Der dicke Holländer hatte mit steigender Verwunderung die verschiedenen Operationen angestaunt, denen sein junger Freund unter den Fäusten des exaltirten Steuermanns unterworfen worden war. Ein solcher süddeutscher Enthusiasmus ging über seinen holländischen Horizont. Jetzt aber schien er wirklich für seinen Liebling Bange zu bekommen; deshalb schob er sich mit seinen massiven Schultern zwischen den Steuermann

und das Opfer seiner Zärtlichkeit, blickte dem Alten gutmüthig lachend in's Gesicht und sagte:

„Goed avond (guten Abend), Steffe!“

„So, Du bist's, alter Seebär?“ rief der Steuermann und ließ von seinem Opfer ab. Und jetzt ging's an ein Händeschütteln zwischen den beiden alten Burschen, aber ein Händeschütteln, als ob vier Schraubstöcke sich ineinander verbissen hätten; ein Händeschütteln, daß die Knochen krachten und die Nägel blau wurden. Dieser Austausch knochenzermalmender Zärtlichkeit war ein stehender Witz beim Willkomm zwischen den beiden Ehrenmännern, und wer von den Zweien zuerst das Gesicht verzog, mußte zum Willkomm eine Flasche zum Besten geben.

„Halt! halt!“ schrie jetzt der Holländer und schnitt eine fürchterliche Grimasse. „Mit Euch badischen Bären nimmt's geen duivel (kein Teufel) auf. Ihr habt Knochen von Gußstahl!“ Er betrachtete seine blau aufgelaufenen Hände mit komischem Schmerze, quetschte sie noch einmal tüchtig durcheinander, daß sie wieder in die richtige Façon kamen — „Hast mir sie fast zu Schanden gedrückt“ — dann langte er in die Tiefe seiner Tasche und fischte die Flasche heraus, die er lachend seinem Gegner reichte. Dieser prüfte das Getränke mit der Nase — „ächter Genever, he?“ — und ließ die eine Hälfte in seine Kehle hinabgleiten; die andere Hälfte verschwand in der Gurgel des Holländers, und nachdem dieser die leere Flasche rückwärts über seinen Kopf in das Wasser geschleudert hatte, umarmten sich die Beiden und damit waren die Empfangsfeierlichkeiten zum Abschlusse gebracht.

Anton hatte sich inzwischen auf dem Flosse umgesehen,

und in der That, er fand Alles bestätigt, wie es sein holländischer Freund vorhergesagt hatte.

Der Vorfloß war offenbar in großer Unordnung, und etwa hundert Bursche, zum Theil bis über die Hüften im Wasser stehend, waren damit beschäftigt, die mächtigen Stämme, die wie Strohhalme durcheinander geworfen waren, wieder in Ordnung zu bringen.

Der dicke Hans deutete mit triumphirendem Gelächter auf diese Verwirrung:

„Herr Anton! Was habe ich gesagt? Habe ich richtig prophezeit? Da liegt die Pastete!“

„Der Henker verlasse sich auf die Floßkarten,“ brummte der Steuermann Steffe und wurde roth vor Verlegenheit. „Wollte einen Lotsen sparen; denn ich kenne das Wasser da, wie meinen Hosensack. Aber so geht's, wenn man sparen will. Konnt' ich's riechen, daß sie ein neues Werk gebaut haben, wenn's nicht auf der Karte steht? Und weil wir nicht vorgepeilt und keine Malstangen gesetzt haben, rennt mir die Vorspitze auf dem Werke auf, zerreißt mir den Floß, schiebt drei Gestöre übereinander — die Bartsche ist auch zum Teufel gegangen — und ich mußte im stillen Wasser vor Anker gehen.“

„Ho, ho! Wir haben sie schwimmen sehen!“ lachte der Holländer. „Die Bartsche und die Schricke, alle beide. Hab' mir's gleich eingebildet.“

„Aergert mich nur, daß mir's gerade gestern passiren mußte,“ brummte der alte Steffe verdrießlich, „just wo der Herr fort ist. Ist in Niemwegen abgegangen mit dem Boote nach Rotterdam. Der wird lachen; denn er meint ohnedies, wenn er die Nase nicht überall selber dabei habe, ginge Alles

krumm. Der Donner erschlag's! Nun, der Schaden ist zu repariren. So, Anton, und jetzt muß ich an's Geschäft. In zwei Stunden gehöre ich Dein für die ganze Nacht. Ich habe einen ganzen Sack Neuigkeiten für Dich."

Das waren zwei qualvolle Stunden für Anton. Es wurden aber drei daraus, und schon glänzte die volle Mondscheibe am Himmel, als endlich der Steuermann Steffe, in jeder Hand eine Flasche und unter einem Arm einen Leib Brod und unter dem andern einen holländer Käse, sich bei Anton einfand.

„So, Toni, da bin ich," sagte er. „Hier ist Markgräfler vom Sexauer in Sulzburg; ich hab ihn extra für Dich mitgenommen, und jetzt wollen wir Eins plaudern."

In der Cajüte des Floßherrn, obschon sie behaglich genug und wahrhaft luxuriös eingerichtet war, war es dumpf und schwül und die Beiden setzten sich daher vor die Hütte an einen zum Tische improvisirten Eichenklotz. Es war — eine seltene Erscheinung in Holland — eine herrliche Sommernacht. Der Mondschein lag wie ein milder Himmelsgruß auf der Landschaft und wob Silberfäden in die Fluthen, die geheimnißvoll plaudernd ihrem Endziele zustrebten. Da und dort schallte das Abendläuten aus den benachbarten Dörfern bis auf's Wasser herüber, und deutlich hörte man das Glockenspiel in Gorkum. Auf dem Flosse selbst hatte sich ein anziehendes Schauspiel entwickelt.

Die Flößer und Floßknechte hatten sich in malerischen Gruppen auf dem Flosse vertheilt — denn in den dumpfen Baracken mochte in solcher Nacht Niemand liegen — und verzehrten plaudernd und lachend ihr Abendbrod, das heute durch

die Freigebigkeit des Herrn van der Vieden noch ganz besonders gewürzt wurde.

Da und dort erschallte auch ein deutsches und holländisches Lied, und wenn die Melodie besonders beliebt war, fiel ein mächtiger Chorus von rauhen Stimmen ein, daß die Ufer widerhallten. Der dicke Hans Boeks hatte einen ausgewählten Freundeskreis von Floßmännern und Steuerleuten um sich versammelt und leitete die Angriffe auf eine ungeheure Bowle Punsch, die er in dem größten Schwenk-Eimer, den er hatte auftreiben können, gebraut hatte, und dampfte aus seiner kurzen Pfeife und spann vor der mit größter Aufmerksamkeit zuhörenden Versammlung von Südwestern und Wasserstiefeln einen so unerhörten Faden von lauter selbsterlebten Seeabenteuern — Schiffbrüchen, Menschenfressern und dergleichen —, daß den ehrlichen Flößern sämmtlich die Haare zu Berge standen.

Es war eine herrliche Nacht, so recht eine Nacht für's Heimweh, und dem Anton kam's auch so vor; denn er mußte Rock und Weste öffnen, daß die kühle Nachtluft den Weg fand zu seiner heißen Brust, und mehr als einmal während der Erzählung des Steuermanns wischte er sich die Stirne, oder fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Es war aber auch keine besonders lustige Erzählung, die der Alte vortrug und kein Wunder war's, wenn dem Anton warm dabei wurde.

Der Steuermann erzählte nämlich, was Alles vorgefallen war in der Heimath, seitdem der Toni sie verlassen hatte, und da der ehrliche Steffe etwas umständlicher Natur war und seinen Faden gerne in's Breite spann, wenn er einen Zuhörer finden konnte, der ihm Stand hielt, so mußte der gute Anton außer vielem Neuen auch noch vieles Alte mit in den Kauf

nehmen. Und so wurde denn noch einmal die vollständige Schwurgerichts-Verhandlung durchgemacht, und obschon Anton selber dabei war, so mußte er doch noch einmal die ganze Rede des Herrn Schwurgerichts-Präsidenten — in's Steffe'sche übersetzt — mit anhören, und wie es ihm — Anton — allgemein hoch angerechnet worden sei, daß er den Heiner so in Schutz genommen und Alles für seinen Gegner im günstigsten Lichte dargestellt habe; wie es aber dem Heiner nicht viel genützt habe; denn der sei zu zwei Jahren Correktionshaus verurtheilt und gleich abgeführt worden. Und obgleich Anton selbst am besten wissen mußte, was mit ihm selber nachher geschehen war, so hielt es der redselige Steffe doch für nothwendig, ihm ein Langes und ein Breites zu erzählen, wie sein Wohlthäter, der Herr Maier, ihn, nachdem er wieder vollständig hergestellt war, auf einen Floß gepackt und selbst nach Dortrecht gebracht habe, damit er dort den Holzhandel erlerne und dem Herrn Maier dort für seinen Vortheil sorge.

„Ja, und hundert Mal hat er zu mir gesagt," setzte der Steuermann hinzu und suchte den Anton, der bei dieser umständlichen Erzählung wie auf Nadeln saß, zum Trinken zu nöthigen, „Steffe," hat er zu mir gesagt, „der Toni ist ein Goldkerl. Tausendfach schon hat er mir vergolten, was ich an ihm gethan habe, und um 20,000 Gulden wäre ich ärmer geworden in der Handels-Krisis, wenn der Toni nicht wie ein Satan auf meinen Vortheil gewesen wäre. Ja, so hat mein Herr hundert Mal zu mir gesagt."

„Steffe," unterbrach ihn Anton und rückte unmuthig mit dem Stuhle, „Du bringst mich um mit Deiner Salbaderei; komme endlich zur Hauptsache, und erzähle mir von meiner Madlein. Du siehst, wie mich die Ungeduld peinigt."

„Nur ruhig, Du junges Blut, und Eins um's Andere," lachte der Steuermann und füllte die Gläser bis zum Rande. „Die Madlein aber, das will ich Dir jetzt schon zum Troste sagen, ist ein prächtiges Geschöpf, und wir wollen auf ihre Gesundheit anstoßen, Du trinkst ja doch sonst nicht. Die Madlein soll leben!"

Anton sagte nichts; aber er faßte sein Glas mit beiden Händen und trank es bis zum letzten Tropfen leer. Jetzt endlich kam der Steuermann in's rechte Geleise, und er erzählte weiter, wie der Hofbauer seit seiner Krankheit immer stolzer, finsterer und leutescheuer geworden sei, und wie man bald allerlei im Dorfe über ihn gemunkelt habe, von verunglückten Spekulationen und von Schwindeleien, und wie es nicht so gar gut mit ihm stehe, als er sich das Ansehen gebe. Trotzdem aber sei wieder ein Freier um die Madlein aufgetreten, der reiche Müller Reinbold von der Karpfen-Mühle, und wie es einen Mordspektakel abgesetzt habe, auf dem Hofgute, und die Leute hätten sogar gesagt, der Hofbauer habe die Madlein in der Wuth geschlagen.

Anton furchte die Stirne und sprang mit einem Zornes-Ausruf von dem Stuhle auf.

„Nur sitzen bleiben," beschwichtigte der Steuermann. „Das ist eine alte Geschichte, über die brauchst Du Dich nimmer zu ereifern, und ein Vater wird doch noch sein Kind prügeln dürfen? Das wäre mir eine neue Mode. Im Uebrigen ist der Karpfen-Müller mit einem Korb abgezogen und hat dann im Aerger des Adlerwirths Tochter geheirathet, und das ist für Dich die Hauptsache. Mit dem Hofbauern aber ist's immer offenbarer geworden, wo ihn eigentlich der Schuh drücke. Eine Schuld um die andere wurde gegen ihn einge-

klagt, und ehe zwei Jahre um waren, wurden ihm Haus und Hof verkauft, und an dem Tage, wo der Heiner aus dem Zuchthaus zurückkam, zog er mit Sack und Pack — er hatte eigentlich nimmer viel zu packen — von Bernbach weg und siedelte nach Tortau über."

„Herr Gott!" rief Anton, „so ist also die Madlein im Elend?"

„So etwas," tröstete der Steuermann; „jedenfalls ist sie jetzt sicher vor den Freiern, und Dein künftiger Schwiegervater wird auch mürber geworden sein."

„Also im Elend!" jammerte Anton, und schlug sich vor die Stirne, „und mir hat man es verheimlicht! Ich habe es nicht gewußt und habe unterdessen in Reichthum und Wohlleben geschwelgt!" Anton sprang vom Stuhle auf mit glühendem Gesichte und blitzenden Augen, und sein volles Weinglas zu Boden schmetternd rief er:

„Der Tropfen Wein soll Gift werden, der noch über meine Lippen kommt, bis ich ihn mit Madlein aus einem Glase trinke! — Doch Herr Maier," fuhr er etwas ruhiger fort, „Herr Maier, den man den Wohlthäter nennt, konnte der es geschehen lassen? Und er hatte doch die Madlein so lieb gehabt!"

„Ja, darüber hab' ich mich auch gewundert, denn höre nur: Wie der Hofbauer — er war jetzt kein Hofbauer mehr — von Elend zu Elend sank, und nachdem er seine letzte Kuh verkauft hatte, und wie die Madlein und der Heiner im Taglohn arbeiteten, daß der Alte nicht hungern mußte —, da konnte ichs nicht länger verheben, da stupfte ich unsern Herrn und wisperte ihm Eins in's Ohr.

Der aber sagte: „Noch nicht, Steffe, noch nicht. Man

muß unserm Herrgott nicht in's Handwerk pfuschen. Die Madlein? Die wird schlimmsten Falls ein wahrhaftiger Engel schon auf dieser Welt. Den Heiner hat's auch schon tüchtig durchgewalkt, und ist schon viel Spreu davongeflogen; der Alte aber, der ist immer noch hart. Nein, Steffe, noch nicht, noch nicht!"

„So hat unser Herr geredet, ich hab' ihn aber nicht verstanden."

„Als der Alte, es mögen jetzt ein Wochen sechs her sein, anstatt daheim zu sitzen und an seinem eignen Grimm zu zehren, und sich von seinen Kindern füttern zu lassen, selber in's Zeug griff und sich um den Hirtendienst im Dorfe meldete, und er bekam ihn auch, den Dienst, da lachte unser Herr und sagte: „Siehst Du, Steffe, der ist auch bald gar, und die Aepfel sind jetzt reif zum Schütteln." — Doch das soll Dir der Herr selber erklären, ich hab's nicht begreifen können, was er mit dem Aepfelschütteln meinte; er führt oft so geheimnißvolle Reden, der Henker mag's verstehen. — Du sollst überhaupt gleich morgen zum Herrn nach Rotterdam kommen, Du triffst ihn bei der Wittwe Hemskerk."

Anton war aufgestanden, hatte den Rock zugeknöpft und den Hut aufgesetzt.

„Wo willst Du hin?" fragte Steffe erstaunt, und erhob sich ebenfalls.

„Ich danke Dir, Steffe," sagte Anton, und schüttelte dem Steuermann die Hand; „Du hast's gut gemeint, ich danke Dir. Ich lasse Dir den Hans als Lotsen, einen bessern giebt es nicht. Ich aber gehe nach Gorkum. Ich nehme Post nach Rotterdam, ich muß morgen früh dort sein. Gute Nacht!" Und Anton wandte sich, sprang an's Ufer, an dem der

Floß hart angelegt hatte, und verschwand im Dunkel der Gebüsche.

Der ehrliche Steffe sah seinem jungen Freund mit ungeheucheltem Erstaunen nach. Dann kratzte er sich in seinem grauen Haar und murmelte etwas von „Narrheit“, schaute dann bedächtig in den Mond, und warf einen fast ängstlichen Blick nach der Gruppe, die sich um den dicken Hans mit seinem Schwenk-Eimer voll Punsch versammelt hatte, und das Gewühl und das Gelächter, das in Steffens Ohren drang, überzeugten ihn, daß sein holländischer Freund es gründlich verstehe, den liebenswürdigen Wirth zu machen.

Steffe machte eine schwache Anstrengung, der Versuchung zu entfliehen, und that zwei Schritte gegen die Cajütenthüre. Da aber scholl ein so brüllendes Gelächter zu ihm herauf, und des Bootsmannes heisere Stimme drang so deutlich in sein Ohr, wie er rief: „Een zeekalf! (ein Seekalb!), wer's nicht glaubt; ich bin selbst dabei gewesen!“ worauf ein neues Gelächter losbrach, daß dem guten Steuermann der Muth entfiel. „Der Henker hole den Befehlshaber, wenn ich mich allein langweilen soll in dem verfluchten Kasten da. Muß doch zusehen, daß die Bursche sich nicht besaufen.“ Und befriedigt durch diesen glücklichen Gedanken, mit welchem er seinem Gewissen das Maul stopfte und seine Würde als Befehlshaber rettete, eilte er zu der Gesellschaft, wo er mit ungeheuerm Jubel empfangen wurde.

Als am Morgen die Sonne am Himmel aufstieg, beschien sie die unbeweglichen Gestalten von 300 Burschen, die auf dem Floße herumlagen und schnarchten. Nur der Steuermann Steffe und Hans Boeks, der Lotse, waren noch aufrecht; denn es ging gegen die Grundsätze der beiden Ehrenmänner, eine

Sitzung aufzuheben, so lange noch irgend ein Tropfen Punsch in irgend einem Gefäße aufzufinden war. Jetzt aber hatten sie mit dem letzten Glase Brüderschaft getrunken — es war das zehnte Mal in dieser Nacht und ungefähr das 275. Mal in ihrem Leben, denn das Programm der Empfangsfeierlichkeiten war bei den alten Burschen seit vielen Jahren unabänderlich dasselbe geblieben —, und hatten sich über dem leeren Eimer zum letzten Male die Hände geschüttelt, und aus etwas glasigen Augen noch einen letzten zärtlichen Blick mit einander gewechselt, und nachdem alle diese Ceremonien durchgemacht waren, arbeiteten sie sich auf die Beine empor, reckten und streckten sich, um die steifgewordenen Glieder wieder dienst=tauglich zu machen, und da nach dem Festprogramm, gleichsam als Schluß desselben, ein erfrischendes Bad vorgeschrieben war, so entkleideten sich die Beiden und stürzten sich mit einem gemeinschaftlichen Plumpser in die Fluten.

Einer um der Andere von den Schläfern erhob sich gäh=nend und schaute der Schlußscene des Festprogramms zu.

Hei! Das schienen keine menschlichen Geschöpfe, die da im Wasser herumpurzelten, schlegelten, strampelten, der Eine bald oben, der Andere bald unten; Köpfe bekam man fast gar keine zu sehen, nur Füße und Arme, und da und dort ein glänzendes Rückenstück, Alles zu einem Knäuel verwickelt! Das schienen Seeungeheuer zu sein, die sich auf Leben und Tod bekämpften, und doch waren es nur der Steuermann Steffe und sein Freund, der dicke Hans Boeks, die sich eine kleine Morgen=Erfrischung erlaubten, um ihre Köpfe, welche die Nacht etwas stark beschwert hatte, für das Geschäft des Tages wieder klar zu machen.

Und in der That, nachdem Jeder der Wassermenschen

noch einen Wasserstrahl in die Luft geschleudert hatte, der einem Walfisch-Jünglinge Ehre gemacht haben würde, sprangen sie so frisch und munter wieder an's Trockene, als hätten sie die ganze Nacht — eine Flasche Brunnenwasser als Gesellschafterin auf dem Nachttischchen — in ihren Betten gelegen. Sie schüttelten sich, daß ein Sprühregen um sie her in der Morgensonne blitzte, und der Bootsmann schnalzte mit den Fingern und johlte: „heezee! geluk op! (Heisa! Glück auf!)“

„Auf, auf, Ihr Jungens!“ brüllte der Baß des Steuermanns Steffe über den Rest der Schläfer hin, „Frischop! (Frischauf!) das Lotsenboot ausgesetzt und Malstangen hinein; denn heute, dicker Hans, wollen wir nicht stecken bleiben, denke ich.“

„Nein, de Koekoek! (zum Kukuk!),“ lachte der Lotse und sprang in's Boot. „Ich peile voraus bis Gorkum. Habt Acht auf die Malstangen! In Gorkum trefft Ihr mich zum Frühstück!“

„Hurrah!“ schrie der Steuermann und schwenkte grüßend seinen Südwester, und das lärmende Geschäft des Tages begann.

---

## XI.

In der zweiten Handelsstadt Hollands — Rotterdam —, in der Nähe des Leuven-Hafens, an einem kleinen freundlichen, mit Bäumen besetztem Platze, stand und steht noch ein kleines, nettes, blankes Häuschen. Das Häuschen koquettirte

so zierlich und appetitlich, und zugleich so schelmisch und verlockend zwischen den grünen Bäumen hindurch, daß der Wanderer, der sich aus dem Mischmasch von Häusern und Schiffen, Straßen und Kanälen, Pferden, Waarenballen, Matrosen, Advokaten und Handelsleuten, der, unter Zugabe eines höllischen Lärms, die Handelsstadt Rotterdam bildet, an dieses stille, trauliche Fleckchen verirrt hatte, seine Blicke mit Vergnügen an dem reizenden Contraste haften ließ, daß er seinen eilenden Geschäftsschritt mäßigte und den Wunsch in sich laut werden ließ: Wenn doch das ein Wirthshaus wäre. Und wenn er dann näher trat und bemerkte, daß es wirklich ein Wirthshaus sei, — denn über der Thüre schaukelte an vergoldeter Kette eine zierliche kleine Fregatte, die so nett und sauber, und zugleich so kunstgerecht in Metall gearbeitet war, daß sie einem Schiffsbauer als Modell hätte dienen können —, dann griff er unwillkürlich an die Tasche, und wenn diese Nachforschung zu einem günstigen Resultate geführt, so konnte man sehen, daß mehr als eines dieser schwachen Menschenkinder vergebens gegen die Versuchung ankämpfte, und am Ende in das verlockende Häuschen eintrat.

Es war aber keine Coquette, die ihre Netze nach Jedermann auswarf, beileibe, das Häuschen hielt auf Ehrbarkeit und guten Ruf, und wüste, lärmende Gesellen fühlten instinktmäßig, daß diese Thüre ihnen verschlossen sei, und taumelten vorüber. Es war der Stolz der Wittwe Hemskerk, oder „deer schoon hollandsche vrouw“ (der schönen Holländerin), wie man die Besitzerin des Häuschens nannte, daß ihre Stammgäste aus Schiffsrhedern, Schiffscapitainen und zum Mindesten aus Steuerleuten bestanden, und daß diese Herren nirgend so gern ihre Austern speisten und ihren Port-

wein tranken, als in dem traulichen Gastzimmer der schönen Holländerin.

Und welch' ein Gastzimmer war das! Unsere deutschen Hausfrauen wissen doch auch, was Reinlichkeit ist, und jede setzt ihren Stolz darein, in ihrer Wohnung wenigstens ein Zimmer zu haben — sie nennen es in der Regel ihr Staatszimmer —, wo Alles blinken und glänzen muß, und wehe dem Stubenmädchen, wenn der Versuchslumpen auch nur ein Stäubchen unter der Kommode, oder dem Sopha zu entdecken vermag.

Aber unsere deutschen Hausfrauen werden zugestehen müssen, daß sie dieses Problem nur dadurch zu lösen wissen, daß sie ihre Staatszimmer hermetisch vor jeglicher Entweihung durch einen menschlichen Fuß abschließen, und diesen Prunkgemächern keine andere Bestimmung gestatten, als der eines Meublesmagazins, in welchem, um den gewichsten Boden in seinem Glanze zu erhalten, das Stubenmädchen alle vier Wochen, in dicken wollenen Strümpfen und ohne Schuhe, gymnastische Uebungen im Schlittschuhlaufen machen muß, und in welchem die Hausfrau selbst sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen einer Jagd nach Motten erlaubt, jenem interessanten Wildprete, zu dessen Vertilgung schon ungeheure Quantitäten Pulver, selbst persisches Pulver, vergebens vergeudet worden sind, und das den eigensinnigen Geschmack hat, sich nur von Meubleszeug und Pelzröcken ernähren zu wollen. Und wollte nun gar ein roher Eindringling sich erlauben, in diesem Staatszimmer eine Cigarre zu rauchen — und wäre es die feinste Habanas —, so würde durch diese Handlung der Barbarei seine künftige Existenz in der nobeln Gesellschaft geradezu in Frage gestellt werden, und ist dieser Unglückliche gar der Ehemann, so hat er

mit dieser Cigarre die Gluth einer häuslichen Hölle entzündet, in welcher er wochenlang, wenn nicht gar für sein ganzes künftiges Leben braten muß.

Aber nun diese Gaststube der schönen Holländerin! Ein Zimmer, in welchem täglich Dutzende von Menschen aus- und eingehen, die hier vom frühen Morgen bis in die späte Nacht essen, trinken und rauchen, ja rauchen. — Wenn unsere deutschen Hausfrauen dieses Zimmer sehen würden, sie würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und mit einer seltenen Einstimmigkeit diese holländische Wirthsstube für ein Wunder, für eine reine Unmöglichkeit erklären.

Dieser Boden, — weiß und fleckenlos, wie ein deutsches Tischtuch am Sonntage und zwar vor dem Mittagsessen —; diese getäfelten Wände mit glänzender Lackfarbe angestrichen, strahlend wie der große Spiegel, der den Hintergrund des Zimmers ziert, — diese Fenster, hell wie der klarste Krystall und umwogt von duftigen Wolken weißer Mollvorhänge, so weiß wie in dem Staatszimmer einer deutschen Dame, — diese Tische, Stühle und Bänke von glänzendem Mahagoni, und auf jedem Tische ein Quispeldoor zu deutsch „Spucknapf", von blinkendem Metalle. In der Mitte des Zimmers ein Marmortisch mit einer stets brennenden Kohlenpfanne von polirtem Kupfer, zum Anzünden der Pfeifen oder Cigarren, und um die Gluthpfanne herum eine ganze Sammlung holländischer Thonpfeifen, zur freien Verfügung der rauchenden Gäste. Der Stolz des Hauses, der holländische Kamin von glänzend polirtem Granit, mit einer Gittereinfassung von matter Bronce und zierlichen Feuerböcken, deren messingene Löwenköpfe wie Gold funkelten. Und dann das Büffet, die Flaschen, die Gläser, Tassen, Teller, das Kupfer- und Zinn-

geschirr, das blinkte und blankte und funkelte in die Augen, und die Pyramiden von goldenen Orangen und gelben Citronen und die unter Krystallglocken ausgestellten Speisen, so zierlich, reinlich und appetitlich, man bekam Hunger bei ihrem Anblicke, und das Wasser lief Einem im Mund zusammen, man mochte wollen oder nicht.

Doch der Juwel in diesem Schmuckkästchen, das freundlichste, strahlendste, lieblichste und appetitlichste von Allem, war die Besitzerin dieser Herrlichkeiten, die schöne Holländerin selbst. Wenn sie hinter ihrem Büffet saß, auf ihrem gepolsterten Stuhle, in ihrer kleidsamen, holländischen Tracht, mit ihren strahlenden Augen und ihrem herzlichen Lachen, von dem man nicht wußte, ob es dem Ohr oder dem Auge wohler thue, und wenn sie ihr: „Wellekom Mynheer, wat belieft? (Willkommen, mein Herr, was ist gefällig?)" sagte, dann war es kaum zu glauben, daß die hübsche Wittwe schon dreißig vorüber sei. O schon manchem schmucken Capitain hatte die schöne Frau Herzbeklemmungen gemacht, und mancher brave Seemann schon hatte ihr Herz und Hand geboten. Aber Frau Hemskerk war nicht nur eine schöne, nein sie war auch eine spröde Wittwe, und obschon man mit ziemlicher Gewißheit vermuthen konnte, daß sie ihrem verstorbenen Gemahle nicht ewig nachweinen werde —, denn darüber war Jedermann einig, daß er auch nicht eine einzige Thräne aus solchen Augen werth gewesen, und daß die einzige verdienstvolle Handlung seines Lebens die war, daß er starb —, so schien doch ihr Herz noch nicht gesprochen zu haben. Der Rechte schien noch nicht gekommen zu sein, und wenn auch alle Gäste entzückt waren von ihrer liebenswürdigen Freundlichkeit, so konnte doch nicht Einer sich rühmen, auch nur einen Hauch Artigkeit mehr empfangen

zu haben, als jeder andere der Gäste, welche die Fregatte besuchten.

An dem Nachmittage, an welchem wir die Inhaberin all' der beschriebenen Herrlichkeiten dem Leser zum Erstenmale persönlich vorführen, schien die hübsche Wittwe hinter ihrem Büffet sich in großer und sehr unholländischer Aufregung zu befinden, und zwar, wie es schien, in Folge eines Briefes, der geöffnet vor ihr lag. Sie las den Brief wieder und wieder, und während sie ihn las, wurde sie über und über roth und lächelte. Der Brief mußte also eine freudige Nachricht gebracht haben.

Frau Hemskerk gab sich keine große Mühe die Gefühle, welche dieser Brief in ihr hervorrief zu verbergen; denn sie war beinahe ganz allein in dem Wirthszimmer, und nur in der entferntesten Ecke des Erkerfensters saß ein Gast, der aber so sehr in seine Flasche Portwein und in die „hollandsch-nieuws" vertieft schien, daß man sich vor ihm nicht zu geniren brauchte.

Nun aber schien die schöne Frau mit dem Briefe eine Operation vornehmen zu wollen, bei welcher ihr selbst der theilnahmlose Gast gefährlich deuchte; denn sie warf einen aufmerksamen und ängstlichen Blick nach dem Erker. Doch der stumme Gast rührte sich nicht. Die Gelegenheit war günstig, jetzt konnte sie es wagen, und sie wagte es und drückte einen innigen Kuß auf das Papier, und als ob das noch viel zu Wenig wäre für den Brief, drückte sie ihn an die Brust und dann wieder an die Lippen und seufzte leise mit seligen Lächeln: „Eindelijk (Endlich)! Er hat mich verstanden! Wat ben ik gelukkig! (Was ich glücklich bin!)"

Das Stündlein für die spröde Wittwe hatte also in Wirklichkeit geschlagen. Doch schien sie sich ihrem Schicksale mit

großer Resignation zu unterwerfen; denn die Prozedur mit dem Briefe wurde noch zum Oeftern durchgenommen und selbst der Umstand, daß der Brief stark gesandelt war, konnte ihren Enthusiasmus nicht abkühlen. Ein höchst günstiges Zeichen für den Werth des Briefschreibers; denn nicht jeder moderne Liebhaber darf es wagen, seiner Geliebten auf diese Art Sand zwischen die Zähne zu bringen.

Plötzlich aber fuhr die glückliche Frau mit dem geliebkosten Briefe rasch und hastig in's Mieder; denn draußen auf der Hausflur ließen sich Töne vernehmen, die anzeigten, daß ein weiterer Gast im Begriffe stehe; mit seinem Fußwerke alle diejenigen Operationen durchzumachen, die unumgänglich nothwendig waren, um in diesen Tempel der Sauberheit und Reinlichkeit eintreten zu dürfen.

Doch der zu erwartende Gast schien sehr eilig; denn während sonst ein gewissenhafter Holländer mehrere Minuten Zeit erforderlich hatte, um seinen Sohlen durch Kratzen, Reiben und Bürsten mit allen möglichen zu dem Behufe vorhandenen Instrumenten und Apparaten, einen möglichst vollkommenen Grad von Politur beizubringen (bei schlechtem Wetter waren sogar Filzpantoffeln aufgestellt, welcher sich die Gäste zu bedienen hatten), so öffnete der neue Ankömmling schon eine halbe Minute nach Beginn der Reinigungs-Operation die Thüre, und dieser Verstoß gegen die Hausordnung würde ihm gewiß ein minder freundliches Willkomm-Lächeln von Seiten der Wirthin zugezogen haben, wenn der Fremde irgend ein anderer Mensch gewesen wäre, als Anton Gruber, genannt des Haldenbauers Toni.

Beim Anblick Antons, der rasch und etwas erhitzt in's Zimmer trat, stieß Frau Hemskerk einen Ruf der Freude aus,

und ihm beide Hände über das Büffet entgegen streckend, rief sie mit einem reizenden Lächeln:

„O wellekom! Mynheer Anton! Sie bringen mir Nachricht von Mynheer Maier? Ja?"

„Nein, gute Frau Hemskerk!" entgegnete Anton und erwiderte herzlich ihren freundlichen Händedruck; „aber bei Ihnen wollte ich mir Nachricht holen. Ich suche ihn schon seit zwei Stunden in ganz Rotterdam."

„Er ist hier, Mynheer Anton, er ist hier!" rief triumphirend die Wittwe, und mit gerötheten Wangen setzte sie hinzu: „Er hat es mir selbst geschrieben, ja, ja, das hat er, und er wird hieher kommen; gewiß er kommt!"

„Dann will ich ihn hier erwarten, mit Eurer Erlaubniß," sagte Anton und setzte sich an ein Tischchen in der Nähe des Büffets. „Ich habe mich müde gelaufen ...."

„Und hungrig und durstig," ergänzte die freundliche Frau, und mit liebevoller Geschäftigkeit war sie im Begriffe vor Anton eine ganze Auswahl ihres appetitlichen Speisevorrathes, nebst einer Flasche Portwein aufzustellen. Doch Anton wehrte mit wehmüthigem Lächeln ihrer Gastfreundschaft:

„Danke, danke, liebe Frau; ich trinke keinen Wein, und ein Bissen Brod ist Alles, was ich brauche."

„Was!" eiferte die Wirthin, „Mynheer Anton trinkt keinen Wein zum Willkomm? und hat doch sonst sein Gläschen getrunken?"

„Ja, ja, ich habe," sagte Anton und wehrte lächelnd der geschäftigen Gastfreundschaft der freundlichen Frau. „Seit gestern aber trinke ich keinen Tropfen mehr; ich hab mir's gelobt, und ich will es halten."

Die hübsche Wirthin wollte eben eine ganze Fluth von

Beweisgründen über Anton loslassen, die ihn unfehlbar überzeugen sollten, daß solche Gelöbnisse der Gesundheit höchst nachtheilig, daß sie eine Verirrung, ja, daß sie eine wirkliche Versündigung gegen Gott seien, der den Wein doch gewiß nicht deßwegen habe wachsen lassen, daß man geloben solle, ihn nicht zu trinken —, da begab sich das Unerhörte, daß draußen ein Männertritt sich vernehmen ließ, der mit offenbarer Verachtung aller der vorgeschriebenen Reinigungsmaßregeln sich fest und keck der Thüre näherte.

Frau Hemskerk hatte dem nahenden Schritte einen Augenblick gelauscht; dann aber, als ob sie plötzlich in's Reine gekommen sei, wem allein eine solche Kühnheit zugetraut und auch verziehen werden könne, flog sie mit dem Rufe: „Er ist's!“ der Thüre zu und öffnete sie der stattlichen Gestalt des Holzhändlers Maier.

Unser alter Freund hatte sich in den letzten fünf Jahren wenig verändert und keinenfalls zu seinem Nachtheile. Sein Gesicht war noch etwas behäbiger und fast könnte man sagen noch wohlwollender geworden; in diesem Augenblicke aber schoß es förmliche Strahlen der Freude und der Glückseligkeit.

„Ja, ich bin's!“ rief er und blieb auf der Thürschwelle stehen. „Darf ich herein kommen?“

„O, Mynheer, wellekom, duizendmaal wellekom! (O, mein Herr, willkommen, tausendmal willkommen!)“ rief die schöne Wittwe und faßte ihrem Gaste die Hand, um ihn sanft über ihre Thürschwelle hereinzuziehen. „O, Mynheer, welche Freude!“

„Halt!“ rief der Holzhändler und hielt die Hand in die Höhe. „Vor allen Dingen: Haben Sie gelesen?“

„Ja! Mynheer, ich habe gelesen!“

„Und — Antwort?“

Frau Hemskerk erröthete über und über.

„O, Mynheer,“ sagte sie und sah mit vor Glück strahlenden Augen zu ihm empor, „Alles, was ich bin, bin ich ja nur durch Sie, und jetzt wollen Sie Ihr Geschöpf vollends glücklich machen!“



„Nun denn, so ist Alles in Ordnung!“ rief der glückliche Holzhändler und trat in die Stube. „Und jetzt meinen Willkomm.“

Damit faßte er die schöne Holländerin um die Hüfte, hob sie wie ein Kind in die Höhe und gab ihr einen schallenden Kuß.

Das Opfer dieses plötzlichen Attentats unterwarf sich mit bewunderungswürdiger Resignation ihrem Schicksale; nur stieß sie einen kleinen Schrei aus und bog den Kopf etwas zurück, doch nicht weit genug, um die Operation des Küssens zu vereiteln.

„Und nun, Anton, kommt die Reihe an Dich. Teufelsjunge, wo steckst Du?“ rief der Holzhändler und eilte auf seinen Schützling mit offenen Armen zu. „Ich mache schon einen halben Tag Jagd auf Dich und konnte Dich nicht erwischen. Da komm her und gieb Deinem Pflegevater einen Handschlag und einen Kuß. So, mein Junge. Und hier, dieser niedlichen Person da giebst Du auch eine Hand —. Eine Hand habe ich gesagt, und keinen Kuß! Warte Bursche, ich will Dir Respekt lehren; denn es ist Deine künftige Pflegemutter, die Du eben geküßt hast!“

Anton hatte sich, nachdem er von seinem Erstaunen über die zärtliche Scene, die vor seinen Augen spielte, zu sich gekommen war, mit einem Ausruf der Freude in die Arme seines Wohlthäters geworfen.

„Da, Betty,“ rief dieser, „schau Dir einmal diesen Jungen an. Ist's nicht eine Freude, gleich einen solchen Burschen als Pflegesohn mit in die Ehe zu bekommen? Hat die Leidenschaft, der Junge, hübsche Mädchen aus dem Feuer zu holen und dafür die Herzen aller hübschen Mädchen in Feuer und Flammen zu setzen! Ja, ja, mein Bursche,“ und der Holzhändler drohte lächelnd mit dem Finger, „ich habe schon gehört, was für Unheil Du angerichtet hast. Doch wir sind nicht allein, wie ich jetzt erst merke,“ setzte er hinzu, und sein Auge begegnete

dem forschenden Blicke, den der Fremde von seinem Erker aus auf der Gruppe haften ließ.

„Wer ist der Fremde, Betty?“

Die glückliche Holländerin schaute sich erschrocken nach dem Fremden um, doch der hatte sich wieder tief über seine Zeitung herunter gebeugt und schien ausschließlich mit ihrem Inhalte beschäftigt.

„Ich weiß nicht, Mynheer, ein fremder Capitain, glaube ich. Er kommt schon seit vier Tagen; ich habe ihn aber noch niemals sprechen hören.“

„Was, Mynheer!“ schalt der Holzhändler in komischem Zorne, und streichelte liebkosend die kleine weiße Hand. „Was Mynheer — Peter heiß ich, Peter Maier, und wenn Du, kleine Betty, mir lieber Peter sagen wolltest .....“

„O,“ rief die kleine Betty mit silbernem Lachen, „o Peter! Wie komisch! O nein, das geht nicht! Mynheer und immer Mynheer; denn Sie werden immer mein lieber Herr sein.“

„Na, Anton, hörst Du?“ rief der entzückte Bräutigam. „Doch tröste Dich, Betty, Du sollst einen gnädigen Herren an mir haben. Und jetzt, meine kleine Holländerin, bring Deinem gnädigen Herren Etwas zu essen und trinken; denn die Liebe hat ihm Appetit gemacht, und setze Dich zu uns, und lasset uns Eins plaudern.“

Die Drei setzten sich zusammen um ein Tischchen, das die Betty mit den besten Sachen ihres Büffets besetzt hatte. Der Holzhändler aß und trank, plauderte und lachte und schaute seiner Betty in die Augen und lachte wieder: „He, was werden die Bernbacher für Augen machen, wenn ich ein solches Wunder von einem holländer Kind mit nach Hause bringe!“

„Doch was ist mit Dir, Toni?“ setzte er hinzu und sah

seinen Pflegesohn fragend an. „Du issest nicht, Du trinkest nicht, bist stumm wie ein Fisch und machst ein so trübseliges Gesicht, als wärst Du verliebt!? Nun, mein Junge, was ist los?"

„Vater," sagte Anton und schaute dem Holzhändler traurig und fast vorwurfsvoll in's Gesicht, „'s ist kein Wunder, daß ich trübselig bin. Seit gestern weiß ich — der Steffe hat mir's erzählt —, daß die Madlein im tiefsten Elend ist, und da werdet Ihr's begreifen, wenn ich nicht essen und trinken mag, wo sie Alles entbehren muß."

„So, der Steffe, der alte Schwätzer, hat Dir das erzählt?" fragte der Holzhändler, und in seinem Gesichte stieg es auf wie Rührung. „Der hätte auch besser gethan, auf seinen Floß Acht zu haben. Und dann, was nun?"

„Dann? Nun dann, Vater, muß ich halt nach Hause, zu der Madlein."

„Was, nach Hause? Bist Du toll, Bursche?"

„Ja, Vater," sagte Anton und faßte bittend des Holzhändlers Hand, „Ihr werdet's einsehen, daß ich muß, und Ihr werdet's mir erlauben. Ich hab's nicht gewußt, daß die Madlein im Elend ist, sonst hätte ich's nicht so lange ausgehalten. Jetzt aber, da ich's weiß, jetzt muß ich zu ihr, und muß ihr's tragen helfen; denn mein Herz ist brav geblieben, Vater, und Ihr würdet mich selber schelten, wenn ich's nicht thäte."

Der Holzhändler hatte während dieses Ergusses seiner Betty mehrere zärtliche Rippenstöße gegeben, eine von ihm sehr beliebte Zeichensprache, wenn seine Gefühle besonders erregt waren und wenn er etwas dachte, was er nicht sagen wollte. Er hatte einen wahrhaft begeisterten Seitenblick auf

seinen Pflegebefohlenen geworfen, und es kostete ihm sichtliche Anstrengung, sein ernstes Gesicht beizubehalten und mit fast ärgerlichem Tone zu sagen:

„Der Steffe, der alte Narr, hat dummes Zeug geschwatzt, wie ich merke. Natürlich, der Musje läuft davon und läßt mein Geschäft und Alles im Stiche, um einem Mädchen nachzulaufen, die nicht viel mehr, als eine Bettlerin ist, und tritt sein Glück mit Füßen, das er hier in Holland machen könnte; denn ich habe schon ein Vöglein pfeifen hören. Natürlich, der Musje geht und dankt mir so dafür . . . . .“

„Vater,“ fiel ihm Anton mit großer Aufregung in die Rede, „sprecht nicht so. Ich bin nicht undankbar; aber es ist Euer Ernst nicht. Ihr könnt nicht wollen, daß ich ein Schuft werde; Ihr hättet mich sonst lieber an meinem Messerstiche sollen zu Grunde gehen lassen. Und — nehmt mir's nicht übel, aber da ich's auf dem Herzen habe, so muß es herunter,“ und Anton sprach mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen, „ich . . . . . ich habe es von Euch nicht begreifen können, und . . . . . es war nicht Recht von Euch, daß Ihr's so weit habt kommen lassen mit dem Hofbauern. Ihr habt die Madlein doch auch lieb gehabt und habt sie sogar heirathen wollen, und da hätte die Madlein nicht in's Elend sinken dürfen.“

Jetzt hatte der Ellenbogen des ehrlichen Holzhändlers ein schwieriges Stück Arbeit, um die schöne Holländerin, die ihren Bräutigam bei dem Heirathsprojekte ängstlich angeschaut hatte, zu beruhigen. Aber er schaute ihr mit so ehrlichen und gutmüthigen Augen in's Gesicht, daß sie, vollkommen zufriedengestellt, ihren Mund wieder zu einem glücklichen Lächeln verzog, und ihre Hand vollkommen beruhigt in die Hand ihres mannhaften Bräutigams legte.

Der Holzhändler blickte von seiner Betty weg mit einem so heiterem Gesichte auf den finster vor sich hin starrenden Anton, daß es fast komisch lautete, als er mit zornigem Tone zu diesem sagte:

„Was heirathen, dummes Zeug, das ist eine alte Geschichte. Was geht mich der Hofbauer an? Den hat der Hochmuthsteufel in's Unglück gebracht, um den kümmere ich mich Nichts. Und Du thätest am besten, Toni, wenn Du es auch so machtest. Es ist am besten, Du vergissest die Madlein; das ist doch keine Partie mehr für Dich."

„Vater," antwortete Anton mit bebenden Lippen, „ich die Madlein vergessen? Und das saget Ihr mir? Die Madlein hat an mir gehangen, da sie im Glücke war und ich im Unglück; ich kann sie nicht vergessen! Es gilt meine ganze Lebensseligkeit, und ich könnte nimmer auf meiner Mutter Grab beten, wenn ich im Stande wäre, die Madlein zu vergessen!"

„Nun, wie Du willst," brummte der Holzhändler und machte einen verunglückten Versuch, seine Stirn in Falten zu legen. „Wie Du willst, Toni; aber mir mußt Du nicht zumuthen, daß ich solche Dummheiten unterstütze. Gehe jeder von uns seinen eigenen Weg. Mir aber soll's eine Lehre sein!"

„Wie Gott will, Vater," sagte Anton bewegt und selbst der schönen Wittwe standen die Thränen in den Augen, obgleich ein unbestimmtes Gefühl ihr sagte, daß hier etwas sei, was sie nicht verstehen könne. „Wie Gott will! Ich werde nie vergessen, was Ihr für mich gethan habt, Vater, ich werde Euch immer dankbar sein, und will's Euch zu vergelten suchen, wie ich kann. Und somit lebet wohl, Vater!"

„Halt Bursche!" rief Herr Maier und zog Anton, der sich

erheben wollte, auf seinen Stuhl nieder, „so arg wird's nicht pressiren. Man lauft nicht so mir Nichts, dir Nichts fort. Du mußt mir erst noch bei einem wichtigen Geschäfte behülflich sein; — so undankbar wirst Du doch nicht sein und mich stecken lassen? Nun, und wenn das vorüber ist, dann meinetwegen laufe, wohin Du willst.“

„Wie Ihr wollt, Vater,“ sagte Anton und setzte sich wieder. „Ihr wißt, ich bleibe, so lange ich Euch nützen kann.“

„Gut, so höre.“

Der Fremde hatte bisher, theilnahmlos für Alles, was um ihn her vorging, mit einem Eifer in seiner Zeitung studirt, als werde sein eigenes Lebensglück in einem besondern Leitartikel darin verhandelt, und nur von Zeit zu Zeit, wenn er sein Glas Portwein zum Munde führte, hatte er einen raschen und scharfen Blick nach dem Holzhändler hinüber geschossen. Jetzt aber, als der Holzhändler sagte:

„Gut, so höre!“

hatte er sich leise und behutsam gegen das andere Ende der Bank bis an den Eingang des Erkers hingeschoben und durch dieses Manöver die Entfernung zwischen sich und der kleinen Gesellschaft um ein bedeutendes abgekürzt. Nachdem er dieses strategische Kunststück ausgeführt, schien er sich wieder ausschließlich mit seiner Lectüre und seinem Portwein zu beschäftigen.

Herr Maier entwickelte inzwischen dem aufmerksam zuhörenden Anton mit gedämpfter Stimme den Plan einer großartigen Spekulation, welche er als Bevollmächtigter der Holzhändler am Oberrheine in's Werk zu setzen hatte, und welche auf Nichts Geringeres hinausging, als mit der englischen Regierung einen

Vertrag über großartige Lieferungen von Schiffsbauholz auf mehrere Jahre abzuschließen.

Zum Abschlusse des Vertrages hatten sich auch bereits zwei bedeutende Handelshäuser als Vermittler angeboten, das Haus Cheitburn u. Comp. in London und van der Ryn u. Comp. in Rotterdam, und es handelte sich nunmehr darum, zu ermitteln, von welchem der beiden Häuser die günstigsten Bedingungen zu erzielen wären.

Es war von der höchsten Wichtigkeit, bei der Wahl eines vermittelnden Handlungshauses keinen Mißgriff zu machen; denn das Geschäft war von solcher Bedeutung, daß von einer richtigen Wahl der Gewinn oder Verlust großer Summen auf dem Spiele standen. Die Verhandlungen mit beiden Häusern mußten, um keinen Verdacht zu erwecken, zu gleicher Zeit und von verschiedenen Personen geführt werden, und diese hatten sich stets durch den Telegraphen zu verständigen, um schließlich zur Entscheidung kommen zu können, ob das Geschäft unter beide Häuser getheilt, oder aber dem einen allein zugewiesen werden solle. Anton sollte als Bevollmächtigter die Verhandlungen mit van der Ryn u. Comp. führen, und der Holzhändler mit dem Londoner Hause in Verkehr treten.

Dieser setzte dem jungen Mann seine Verhaltungsmaßregeln klar und deutlich auseinander, und nachdem er schließlich seine große, rothe Brieftasche auf den Tisch ausgebreitet, und mehrere Papiere herausgenommen hatte, sagte er: „Hier ist Deine Vollmacht, mit welcher Du Dich bei van der Ryn zu legitimiren hast, und hier Deine ausführliche, schriftliche Instruktion; und nun gehe mit Gott mein Junge und zeige, daß Du Etwas gelernt hast. Ich reise heute noch nach London

und sehe Deiner Nachricht durch den Telegraphen entgegen. Hier ist meine Adresse.“

„Ich danke Euch, Vater, für Euer Vertrauen,“ sagte Anton und erhob sich, „Ihr sollt mit mir zufrieden sein; ich will ehrlich vollbringen, was in meinen besten Kräften steht,“ und mit einem Händedruck verabschiedete sich Anton von seinem Pflegevater und der schönen Holländerin und verließ rasch das Zimmer.

Der Holzhändler sah seinem scheidenden Lieblinge mit liebevollem und theilnehmendem Blicke nach; dann, die Hand seiner Betty ergreifend, sagte er: „Ich sehe es Deinen lieben Augen an, Betty, daß Du mich wohl verstanden hast, wie es mich Mühe gekostet hat, dem Goldjungen da glauben zu machen, ich sei ihm böse. O! das ist ein ächtes, treues Gemüth, und wenn er die Probe besteht, die ich ihm auferlege — und er besteht sie, ich weiß —, so will ich den Burschen so glücklich machen, als er es verdient.“

„Und Ihr versteht das Mynheer, o! wie gut versteht Ihr, glücklich zu machen!“ sagte Betty und beugte ihren Kopf über die rauhe Hand des Holzhändlers.

Der Fremde hatte inzwischen seine Flasche geleert, und auch die Zeitung schien ihn nicht weiter zu fesseln, und einen holländischen Gulden auf den Tisch werfend, verließ er mit kurzem Gruß das Zimmer.

## XII.

Der geheimnißvolle Fremde hatte die freundliche Gaststube der Frau Hemskerk verlassen, war auf dem Rasenplatze vor dem niedlichen Häuschen einen Augenblick stehen geblieben und hatte — ein hämisches Lächeln auf den Lippen — noch einen Blick auf die an ihrer Kette schaukelnde Fregatte geworfen; dann, den runden Hut über die Augen herunterziehend, entfernte er sich eilends.

Raschen Schrittes, wie ein Mann, der große Eile hat, durchschnitt er die „Hohe Straße“, welche die „Buitenstadt“ von der „Binnenstadt“ trennt, überschritt die große Maas-Brücke, ohne dem Erzdenkmale des Desiderius Erasmus auch nur einen einzigen Blick zu schenken, ließ das „Zeekantor“ und das auf Säulen ruhende „gemeene Landshuys“ zur Rechten liegen und bog in die prachtvollen „Boompjes“ ein, wo er in einem der ansehnlichsten Paläste dieser Hauptstraße Rotterdams verschwand.

---

Wir finden ihn wieder in dem geheimen Cabinete des Herrn van der Nyn, in ehrerbietiger Haltung vor diesem Herren selbst stehend, der seiner ganzen Länge nach auf einer Causeuse liegend und aus einer holländischen Thonpfeife rauchend, dem Berichte des Fremden ein aufmerksames Ohr schenkte. Der Chef des Hauses van der Nyn u. Comp., war ein hagerer Fünfziger mit einem feingeschnittenen, adlerartigen Ge-

sichte, tiefliegenden, grauen und unheimlich stechenden Augen und schmalen, bleichen Lippen, die stets zusammengepreßt waren und der ganzen Physiognomie einen höhnischen Ausdruck gaben. Er war in die eleganteste, französische Tracht gekleidet und trug an dem Goldfinger der durchsichtig weißen Hand einen blitzenden Demantring von hohem Werthe.

„Nun, mein lieber Capitain Hendrick," sagte Herr van der Ryn mit unheimlichem Lächeln, „da ist ja Ihre Ausdauer auf eine sehr ersprießliche Weise belohnt worden? Ich bin zufrieden mit Ihnen. Der junge deutsche Tölpel wäre also zu gewinnen, meinen Sie?"

„Gewiß Mynheer, so meine ich," erwiderte der Capitain, in achtungsvollem Tone, „und ich glaube es um so mehr, als der junge Mann mit dem deutschen Bären, dem Holzhändler Maier, sich entzweit hat und das Geschäft nur ungerne zu übernehmen schien. Ueberdies ist er ein armer Teufel, und ...."

„Vortrefflich, mein Bester," lächelte Mynheer und kräuselte eine Rauchwolke in die Luft, „das geht ja ganz nach Wunsch. Sie werden sich die Mühe nehmen müssen, den jungen Menschen ein Wenig in's Schlepptau zu nehmen. Doch vorsichtig, mein lieber Capitain, vorsichtig; denn die Sache ist von Wichtigkeit. Zur Bestreitung Ihrer Ausgaben, denn Sie dürfen den Burschen gar nicht zur Besinnung kommen lassen, wird Ihnen mein Cassier 100 Dukaten ausbezahlen. Adieu, mein Capitain. Adieu, und gute Geschäfte."

„Adieu," murmelte Herr van der Ryn, als der Capitain das Zimmer verlassen hatte, und ein häßliches Lachen verzerrte wieder seine Lippen. „Adieu? Ha ha ha! Ich sollte sagen à diable, denn mein lieber Capitain ist ein wenig ein

Satan, wie ich glaube. Wie gut er das ausgeschnüffelt hat. O, meine Herren von der Murgschifferschaft — verdammtes Wort das —, wir haben Sie in der Tasche!“

---

Der Holzhändler Maier war nach England abgereist, und Anton hatte seinen ersten Besuch bei van der Nyn gemacht. Anton war ein tüchtiger, kräftiger Charakter. Die Nachrichten über das traurige Schicksal seiner Madlein und die ihm unerklärliche Hartherzigkeit seines Pflegevaters hatten seine tiefsten Gefühle aufgewühlt, und sein Herz war mit so schwerer Sorge überfüllt, daß ein anderer Liebhaber genug daran gehabt hätte, sein halbes Leben darüber zu verjammern.

Anton jammerte nicht, nicht die kleinste Klage kam über seine Lippen; denn er hatte eine Pflicht übernommen, die seine ganze Aufmerksamkeit, seine ganze geistige Kraft in Anspruch nahm. Da durfte er sich keine Zerstreuung erlauben, und so gewissenhaft war Anton in dem, was er seine Pflicht nannte, daß er selbst die Gedanken an das, was sein Herz bedrückte, zu verbannen suchte, und selbst wenn er allein war, auch nicht einen Augenblick sich das Glück erlaubte, in seinem Unglücke zu schwelgen.

Anton war von van der Nyn mit einer Herzlichkeit und gewinnenden Freundlichkeit aufgenommen worden, die den arglosen Menschen wahrhaft entzückte. Van der Nyn war ein vollendeter Schauspieler, und in gleicher Weise, als er die Muskeln seines Gesichts in seiner Gewalt hatte, verstand er es, sich mit Leichtigkeit einer Situation anzupassen und einen

den Umständen und seinen Absichten entsprechenden Charakter zur Schau zu tragen.

Gegen Anton spielte er den offenherzigen, gutmüthigen Polterer, den grundehrlichen Mann und weichmüthigen Menschenfreund, und so groß war seine Gewalt über sich selbst, daß er in Gegenwart Antons selbst sein hämisches Lächeln in ein herzliches, wohlwollendes Lachen zu verwandeln wußte.

„Nichts von Geschäften, mein lieber junger Freund,“ sagte er bei ihrer ersten Begegnung, und schüttelte Antons beide Hände mit gewinnender Freundlichkeit. „Nichts von Geschäften heute, ich muß Sie in meine Familie einführen; meine Frau und Töchter schwärmen für Deutschland; Sie müssen uns von Deutschland erzählen.“

Und van der Nyn führte Anton in seine Familie ein.

„Herr Anton Gruber, meine Lieben. Der interessante junge Deutsche, von dem ich Euch schon gesprochen habe. Ha, Capitain Hendrick? Vortrefflich, mein guter Freund, daß Sie da sind; heute bleiben wir beisammen. Es versteht sich von selbst, daß Sie mein Gast sind, Herr Gruber. Wir wollen unserm jungen Freunde ein wenig zeigen, was Rotterdam ist, denke ich.“

Frau van der Nyn war eine so liebenswürdige ältere Dame, die Fräulein Töchter so nette, allerliebste Mädchen, so ganz natürlich und ungekünstelt in ihrem Benehmen, und Capitain Hendrick ein so stattlicher Mann in seiner Capitains-Uniform, so offen und treuherzig, ein ächter Seemann, daß es Anton ganz wohl um's Herz wurde bei diesen guten Menschen.

Er blieb zum Essen — natürlich, er konnte die herzliche Einladung nicht abschlagen — und hatte einen schweren Kampf

zu bestehen, als er Wein trinken sollte; aber er that's nicht, und wurde tüchtig ausgelacht wegen seiner Solidität. Die ganze Gesellschaft machte nach Tische eine Spazierfahrt durch die Hauptstraßen der Stadt. Man fuhr in den Hafen und besuchte das Schiff des Capitains, dann machte man eine kleine Wasserfahrt auf Herrn van der Ryn's allerliebsten kleinen Yacht, und der Abend wurde wieder im Familienkreise zugebracht. Da wurde gelacht, geplaudert, musizirt, und Anton mußte einige heimathliche Jodler singen, die Alles in Entzücken versetzten.

Es war ein köstlicher Tag, und als Anton spät in der Nacht in seinen Gasthof zurückkehrte und sein müdes Haupt auf das Kissen legte, da war ihm Alles wie ein Traum. Er, der arme Bauernbursche, des Haldenbauers Toni, so geachtet und geehrt, und so mit Liebe überschüttet von diesen vornehmen, feinen und netten Leuten. Wenn das die Madlein hätte sehen können! — Mit diesen Gedanken an seine Madlein schlief er ein.

Als Anton am andern Morgen erwachte, war sein Gemüth gedrückt und geängstigt, als wenn er etwas Schlimmes begangen hätte, und doch konnte er sich keines Unrechtes anklagen. Aber er war verstimmt und übel gelaunt, er wußte selbst nicht warum, und er mußte sich zusammennehmen, um seine Mißstimmung dem Capitain nicht merken zu lassen, der die Freundlichkeit hatte, Anton schon am frühen Morgen aufzusuchen.

„Guten Morgen, mein lieber junger Freund," rief der Capitain heiter lachend, als er in's Zimmer trat. „Sie haben doch noch nicht gefrühstückt? Nein? Gut, da frühstücken wir

zusammen bei der schönen Holländerin. Und dann . . . ich habe Ihnen eine köstliche Partie vorzuschlagen."

„Nichts von Vergnügen heute, lieber Capitain," erwiderte Anton, des Capitains Händedruck herzlich zurückgebend. „Heute gibt es für mich nur Geschäfte. Mynheer van der Ryn wird mich schon erwarten, denke ich."

„Wie Sie wollen, Sie Muster von einem jungen Deutschen Sie. Nun denn zum Frühstücke!"

Der Capitain faßte Anton unter dem Arm, und heiter plaudernd wanderten sie in „die Fregatte".

Frau Hemskerk hatte etwas trübe Augen, und ihr freundliches Gesicht war mit ein klein wenig Traurigkeit schattirt; denn sie konnte die schnelle Abreise ihres Mynheer Maier fast nicht verwinden.

Beim Anblick Antons aber verschwanden die Schatten, und sie sagte ihren: „goeden morgen Mynheer Anton," mit dem alten reizenden Lächeln. „Gute Nachrichten von Mynheer Maier?"

„Ja, liebe Frau Hemskerk, er ist ganz wohl," erwiderte Anton, und mit einem Blick auf seinen Begleiter flüsterte er ihr in's Ohr: „Vorsichtig, liebe Frau, sie dürfen seinen Namen nicht nennen."

Die Wittwe erwiderte mit einem Zeichen des Einverständnisses, und, einen Blick auf den Capitain werfend, in welchem sie trotz seiner Uniform und zu ihrem großen Erstaunen den geheimnißvollen Fremden wieder erkannte, flüsterte sie Anton zurück: „De Kapitein gefällt mir nicht, Mynheer Anton, seien auch Sie vorsichtig."

Anton drückte ihr lächelnd die Hand, und leistete seinem Freunde, dem Capitain, Gesellschaft, der sich bereits ange-

legentlich mit kleinen Seekrebsen nebst Butterbrödchen beschäftigte, und diesen das Heimweh nach ihrem salzigen Elemente mit Portwein zu vertreiben suchte. „Nun, mein junger Freund," rief der Capitain, und schob Anton das Glas hin. „Nicht? Ha, ha, ha! Sie sind ein kurioser Heiliger! Waarachtig, ja, das sind Sie!"

„Ich glaube es bald selbst," lachte Anton, und ging den Seekrebsen wacker zu Leibe. „Es ist gar eine große Heldenthat, ein paar Wochen lang keinen Wein zu trinken."

„Gewisselijk, so ist's;" bestätigte der Capitain, „ein Holländer brächte das nicht zu Stande."

Als sie die „herberg" zu „de fregat" verlassen hatten, — Anton versprach der Wirthin, recht fleißig wiederzukommen; — sagte der Capitain: „Und nun, ehe wir zu unserm Freunde van der Nyn gehen, — es ist ohnedies noch zu früh, — habe ich noch ein kleines Geschäft zu besorgen. Sie begleiten mich doch, myn goed? — Ich will einem armen Teufel von Kriegskameraden ein wenig glücklich machen; wissen Sie, ich fange gern meinen Tag mit einer guten That an. Dieser van der Nyn ist ein Verschwender mit seinen Wohlthaten," plauderte er im Weitergehen, „er verschleudert sein Vermögen. O, er hat so ein weiches Herz, er richtet sich noch zu Grunde, waarachtig, das thut er! Nun, Sie werden sehen."

Und in der That, der gute Capitain machte den erstaunten Anton zum Zeugen einer ergreifenden Scene. Er führte Anton durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, bis sie in einem der elendesten Winkel der Stadt, in welchem man keine Spur von der gepriesenen holländischen Reinlichkeit wahrnehmen konnte — denn man wadete bis an die Knöchel in Schmutz

und Koth — vor der elendesten Barracke in diesem traurigen Zufluchtsorte des menschlichen Elendes Halt machten.

„Mein Gott, Capitain, wo führen Sie mich hin?“ fragte Anton mit unverhehltem Erstaunen, und blickte seinen Begleiter etwas mißtrauisch an.

„Sie werden gleich sehen, mijn jonge vriend (mein junger Freund)“, lachte dieser, „Sie müssen unser schönes Rotterdam auch von dieser Seite kennen lernen,“ und führte Anton eine steinerne Treppe abwärts, deren Stufen von Schmutz und Moder so schlüpferig waren, daß Anton sich an den feuchten Wänden halten mußte, um nicht auszugleiten. Der Capitain stieß eine halbverfallene Thüre auf und trat mit Anton in eine Art Kellerraum, der durch eine Oeffnung an der Decke nur spärliches Licht erhielt, und der Raum dampfte von moderiger Feuchtigkeit.

„Fi duivel, wie stinkt es in dem verdammten Loche!“ rief der Seemann und hielt ein ostindisches Seidentuch vor die Nase.

Anton stockte fast der Athem. „Um Gotteswillen!“ rief er, „hier wohnen doch keine Menschen?“

„Werden gleich sehen, wenn man überhaupt in diesem Loche sehen kann!“ rief sein Führer und lachte.

Anton schien ein Lachen an diesem Orte entsetzlich.

„Ho, ho, Junge! Alter Willem! Wo steckst Du?“

In einer Ecke dieses abscheulichen Aufenthaltes raschelte es in einem Haufen faulen Strohes; ein tiefer Schmerzensseufzer wurde hörbar, und eine Jammergestalt, mit Lumpen und Stroh bedeckt, kroch über den schlüpferigen Backsteinboden bis vor die Füße Antons, dessen Herz vor Entsetzen und Mitleid bebte.

„O, Mynheer,“ jammerte die menschliche Gestalt, „habt Barmherzigkeit mit einem unglücklichen Menschen!“

„Wie geht es alter Willem? He? Schlecht, wie ich sehe?“

„O, Mynheer, schlecht, sehr schlecht! Die Gicht, die Gicht! O, ich kann nimmer betteln, und kann auch nicht sterben!“

„Das sollst Du auch nicht, alter Bursche, nicht betteln und nicht sterben. Kennst Du mich? Nein? Ich bin Capitain Hendrick.“

„O, Capitain Hendrick, ja, ja, Capitain, ich kenne Euch,“ sagte die Jammergestalt und suchte sich auf die Füße emporzuarbeiten, fiel aber kraftlos und mit einem Wehlaut wieder auf den Steinboden zurück.

„Mynheer van der Ryn schickt mich, Du sollst eine andere Wohnung haben, Willem, und Pflege; es werden gleich Leute kommen, Dich zu holen. Da, nimm einstweilen dies als Abschlag,“ und der Capitain warf dem Unglücklichen eine Börse zu. „Kommen Sie Mynheer Gruber, kommen Sie, hier hält es geen duivel aus.“

Anton war starr vor Entsetzen; er leerte seine Taschen und drückte dem elenden Geschöpfe seine Baarschaft in die kalten, feuchten Hände.

„Vergeld God duizendmal mijn jong heer! (vergelt's Gott tausendmal mein junger Herr!)“, seufzte dieser und fuhr hastig nach den Goldstücken.

Anton folgte schaudernd dem voraneilenden Capitain in das Freie. Die enge, schmutzige, elende Straße däuchte ihm ein Paradies, gegen den scheußlichen Aufenthalt, den er soeben verlassen. Ist's möglich, kann es so elende, unglückliche Menschen geben, neben all' dieser Pracht und Herrlichkeit,

die er in den letzten Tagen gesehen? In Anton stieg unwillkürlich der Gedanke auf, sein Freund, der Capitain, hätte sich seines Auftrages der Barmherzigkeit auf eine etwas zartere Weise entledigen können; er hätte es anders gemacht. Doch das ist solche seemännische Derbheit. Der Capitain mußte nothwendig ein guter Mensch sein. Und van der Nyn? Nein, der ist ein vortreffliches Herz; den hatte der Reichthum nicht verdorben.

Als daher Anton seinen davoneilenden Begleiter am Ende des Gäßchens eingeholt hatte — der Capitain hielt immer noch das Sacktuch vor die Nase — schwoll sein Herz über von Dank gegen den guten Menschen; er schüttelte ihm die Hand, und sagte ihm, wie hoch er ihn verehre.

„Ha," rief der Capitain, „ein alter galgbrok (Galgenstrick), von gichtbrüchigem Matrosen; so kann man sie hier Dutzendweise finden. Nun, dem Burschen ist jetzt geholfen, wenn ihm überhaupt noch zu helfen ist. Und jetzt zu Mynheer von der Nyn."

---

## XIII.

Das Verhältniß Antons zu der Familie van der Nyn und zu seinem neuen Freunde, dem Capitain Hendrick, gestaltete sich immer behaglicher und inniger; und wenn je im Anfange seiner Bekanntschaft mit diesen vortrefflichen Menschen die Klugheit ihm Vorsicht und Zurückhaltung zu gebieten schien, so gab er sich doch seit der Scene der Wohlthätigkeit, von

welcher er Zeuge war, ganz rückhaltlos dem Zuge seines ehrlichen Herzens hin. Menschen, welche solch edle Handlungen vollbrachten, konnten nothwendig nichts anderes, als nur das Gute und Ehrenhafte wollen.

Auch seine Geschäfts-Unterhandlungen nahmen einen erfreulichen Fortgang, und Herr van der Ryn schien geneigt, noch günstigere Bedingungen einzugehen, als Anton je zu hoffen gewagt hatte.

Seine telegraphische Correspondenz hatte daher nur Erfreuliches nach London zu berichten. Die Nachrichten, die er von dort erhielt, waren ebenfalls günstig und es lag hiernach alle Wahrscheinlichkeit vor, daß eine Vertheilung des Geschäftes an beide Handelshäuser das Zweckmäßigste sein werde.

Capitain Hendrick hatte sich mit einer Innigkeit an Anton angeschlossen, die diesem, der während seines fünfjährigen Aufenthaltes in der Fremde wenige Freunde gefunden hatte, außerordentlich wohl that.

Hendrick war sein steter Begleiter, er verließ ihn nicht, wie sein Schatten, und überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbeweisen. Dabei war der Capitain ein gereister Mann, er hatte die halbe Welt gesehen und wußte Anton durch seine geistreichen und interessanten Erzählungen stundenlang auf die angenehmste und zugleich nützlichste Weise zu unterhalten.

Anton fühlte sich zu dem Manne, der ihn mit so vieler Freundlichkeit überhäufte, auf's Innigste hingezogen, und wenn seinem unverdorbenen Gefühle je einmal eine höhnische Bemerkung oder eine frivole Aeußerung unangenehm auffallen wollte, so schrieb er dies auf Rechnung der seemännischen Ge-

radheit und Derbheit seines Freundes, und so sehr war er für diesen eingenommen, daß er noch gröbere Verstöße gegen sein eigenes natürliches Gefühl für Anstand und Ehre zu entschuldigen gewußt haben würde. Was Wunder also, daß Anton in eine wahre Begeisterung gerieth, als Capitain Hendrick in einer traulichen Stunde ihm beide Hände entgegenstreckte und sagte: „Anton, wir wollen Freunde sein.“

Anton schlug mit Entzücken ein, und sie schwuren sich Freundschaft für's ganze Leben.

„Und nun, Anton, da wir Freunde sind,“ sagte der Capitain, „so wollen wir ein Zeichen austauschen, das Jeder zu des Andern Andenken tragen, und das uns immer an diese Stunde erinnern soll. Was geben wir uns nur geschwinde? — Ja, richtig, wir tauschen unsere Uhren.“

Nun hatte aber Anton nur eine einfache silberne Uhr, der Capitain dagegen eine prachtvolle goldene Ankeruhr mit schwerer goldener Kette, und Anton protestirte in richtigem Zartgefühle gegen diesen ungleichen Tausch.

Doch der Capitain bat so dringend, und schien von der Weigerung Antons so tief verletzt, daß dieser zögernd in den Tausch willigte.

Der Capitain selbst hing ihm die Kette um und steckte die Uhr in Antons Westentasche.

„So, mein Junge, sie steht Dir prächtig, und wenn Du auf ihrem Springdeckel den Namen Hendrick liesest, so wirst Du hoffentlich an Deinen Freund Capitain denken.“

Ebenso überhäufte van der Ryn unsern jungen Helden mit zahlreichen Beweisen von Zuneigung und Freundschaft. Anton brachte viele Stunden im Kreise dieser Familie zu, und wäre er der Sohn vom Hause gewesen, das Benehmen der

Damen gegen ihn hätte nicht liebreicher sein können. Er fühlte sich außerordentlich wohl und behaglich in diesem liebenswürdigen Kreise, in welchem man ganz zu vergessen schien, daß er nur ein armer Bauernsohn, ein einfacher Mensch, ohne die Talente und die Bildung der höhern Gesellschaft sei, und in welchem man mit so feinem Takte seinem beschränkteren Ideenkreise sich anzupassen und dagegen den Reichthum seines Herzens und die Tiefe seines Gemüthes so richtig herauszufinden und zu würdigen wußte.

Wäre es da nicht eine wirkliche Beleidigung gegen das Haupt dieser würdigen Familie gewesen, ein Geschenk auszuschlagen, das Herr van der Ryn Anton als ein Zeichen seiner Achtung und als Erinnerung an die vergnügten Stunden ihres Zusammenseins anbot?

Anton war der Meinung, daß es unpassend und abgeschmackt sein würde, eine solche Freundlichkeit von der Hand zu weisen, und Herr van der Ryn erklärte, es würde ihn tief beleidigen, wenn seine Zuneigung zu Anton eine solche mißdeutende Abweisung erfahren müßte. Als daher Herr van der Ryn nach einem im Kreise seiner Familie köstlich verlebten Abende, da Anton durch seine treuherzige Naivetät Alles entzückt hatte, diesen in seine Arme schloß und sagte: Er wünsche nur einen solchen Sohn zu haben; und als er darauf einen Ring von dem Goldfinger seiner linken Hand zog, und Anton dringend bat, er müsse diesen Ring, der ja keinen großen Werth habe, zu seinem Andenken tragen, da war Anton überwältigt vor Rührung; es war ihm unmöglich, die Bitte eines so vortrefflichen Mannes abzuschlagen; und als Anton an diesem Abend nach Hause ging, trug er den Brillantring des

Herrn van der Ryn an dem kleinen Finger seiner linken Hand.

Als aber Anton am andern Tage der schönen Wirthin der „herberg zu de fregat“ sein Glück mittheilte, und als diese ihn auf den hohen Werth des Ringes aufmerksam machte und bedenklich den Kopf schüttelte, „denn,“ sagte sie, „Herr van der Ryn sei sonst nicht für so freigebig bekannt, sondern im Gegentheile, und die ganze Sache käme ihr verdächtig vor,“ und als ein Juwelier, der darüber befragt wurde, den hohen Werth des Ringes bestätigte und sich erbot, sogleich 100 Dukaten dafür zu bezahlen, da wurde es unserm ehrlichen Anton ganz ängstlich zu Muthe, der Schweiß trat auf seine Stirne und der Ring brannte ihn wie ein glühender Reif an dem Finger. Er zog ihn ab und verwahrte ihn in seiner Westentasche und war entschlossen sogleich zu Herrn van der Ryn zu gehen und ihn zu bitten, den Ring wieder zurück zu nehmen.

---

Zu der gleichen Zeit hielten Herr van der Ryn und Capitain Hendrick in dem uns schon bekannten geheimen Cabinete eine vertrauliche Besprechung. Das freundschaftliche und vertrauliche Verhältniß, das Anton zwischen diesen beiden Herren bisher so sehr angesprochen hatte, schien die Schwelle dieses Cabinets nicht überschritten zu haben; denn Herr van der Ryn lag wieder so steif und kalt und hochmüthig und mit dem gleichen hämischen Lächeln, wie wir ihn schon einmal gesehen haben, auf seiner Causeuse, rauchte seine Thonpfeife und schlürfte seinen Grog, und Capitain Hendrick stand vor ihm in einer

keineswegs vertraulichen Stellung, sondern mehr wie ein Diener vor seinem Herrn.

„Nun, mein lieber Capitain," sagte Herr van der Nyn und gähnte, „die Komödie fängt an, mich zu langweilen. Wir müssen mit dem Tölpel ein Ende machen. Was meinen Sie, ist der Bursche reif? Können wir's wagen?"

„Ich denke wir können's," erwiderte der Capitain. „Der dumme Deutsche ist außer sich über die Ehre, die wir ihm angethan, und die Wohlthätigkeitskomödie mit dem alten Schnapslumpen, dem Willem, hat ihn vollends so mürbe gemacht, daß er, glaube ich, stehlen würde, wenn Sie es ihm heißen wollten, und er würde es für eine moralische Handlung halten. Ha, ha, ha! Ich glaube, das würde er."

„Mir deucht, mein Lieber," fuhr Herr van der Nyn fort, „die Farce mit dem Willem hätten Sie mir ersparen können. Der deutsche Tölpel kostet mich ohnedies schon ein schönes Stück Geld, und ich mag es nicht noch an ein solches Aas wegwerfen, wie dieser Willem ist."

„Nein, nein, Mynheer, das war nothwendig. Die schöne Holländerin — Gott verdamme sie — hat dem Burschen Etwas in die Ohren geflüstert, das mir nicht gefallen hat, und da habe ich den dummen Teufel an seinem Herzen fassen müssen, daß er keinen Verdacht schöpfe. Mynheer, ich war in Deutschland und kenne das Volk. Wenn man einen solchen Deutschen an seinem Herzen packt, so kann man Mauern mit ihm einrennen. Zudem war der Spaß die paar Gulden werth, die ich dem Willem zugeworfen. Im Uebrigen mag der alte Lump in seinem Loche krepiren, wenn er's nicht schon ist."

„Sie sind schlau, mein lieber Capitain," lachte Herr van der Nyn und schlürfte mit Behagen seinen Grog. „Es war

ein prächtiger Spaß und Sie haben den Burschen ganz richtig beurtheilt; ich glaube selbst, er ist jetzt mürbe. Wie aber, wenn es dennoch fehl schlägt? Wenn er unsere Absicht durchschaut? Denn bei aller Dummheit ist der Junge doch nicht so dumm, als ich wünschen möchte. Wenn es fehl schlägt, wie dann? Ich darf mich nicht kompromittiren, mein Lieber!"

„Pah! Es kann unmöglich fehlschlagen," erwiderte der Capitain mit großem Selbstvertrauen. „Wenn er sich weigert, so werden wir drohen, statt zu bitten. Da er die Uhr und den Ring genommen, — ha, ha, der Schlaukopf, in diese Falle zu gehen, — so haben wir ihn fest. O, er entwischt uns nicht."

„Ich fange an, Achtung vor Ihnen zu bekommen, mein werther Herr Capitain, wahrhaftig, Sie setzen mich in Erstaunen. Und so glaube ich denn selbst, daß es gehen wird. Heute noch wollen wir es versuchen."

Ein reich gallonirter Bediente erschien unter der Thüre und meldete:

„Herr Anton Gruber wünscht die Ehre zu haben, in dringender Angelegenheit."

„Lupus in fabula," lachte Herr van der Nyn mit einem Blick des Einverständnisses auf Herrn Hendrick. „Herr Gruber ist willkommen."

„He, Klaas!" rief er dem abtretenden Bedienten nach. „Noch ein Wort. Du rufst Deine Kameraden zusammen und ihr wartet im Vorzimmer auf meine weiteren Befehle. Verstanden?"

„Ja, Mynheer," sagte der Bediente und entfernte sich.

„Es ist für alle Fälle," bemerkte Herr van der Nyn, „und jetzt wollen wir die Bärenjagd beginnen."

Im nächsten Augenblicke trat Anton in das Zimmer.

Herr van der Nyn eilte mit einem Ausrufe der Freude auf ihn zu und bewillkommte ihn mit herzlichem Händeschütteln. Herr van der Nyn hatte wieder die Maske der liebenswürdigen Gemüthlichkeit vorgenommen.

„Mein lieber, junger Freund, welche Freude, Sie so frühe schon zu sehen. Eben haben wir von Ihnen gesprochen! Nicht wahr, Capitain?“

„Ja, wahrhaftig, so ist es, Freund Anton,“ rief der Capitain mit lautem Lachen, „die Ohren müssen Dir noch klingen, mein Junge.“

„Sie müssen mir verzeihen, Herr van der Nyn, daß ich Sie so frühe schon überfalle,“ sagte Anton mit einiger Verlegenheit, „aber ich halte die Angelegenheit, die mich hieher führt, für wichtig und unverschieblich.“

Und nun trug er mit treuherziger Offenheit sein Bedenken vor, wegen des Ringes, dessen hoher Werth ihm verbiete, ihn anzunehmen, und sprach schließlich die Bitte aus, Herr van der Nyn möge ihm erlauben, den Ring zurückzugeben, und möge ihn mit einem andern, minder kostbaren Andenken beglücken. Die geringste Kleinigkeit würde für ihn, als Zeichen des Wohlwollens von seinem verehrten Freunde und Gönner, ohnedies schon werthvoll genug sein. Anton hatte seine Rede unter einigen Merkmalen der Verlegenheit und etwelchem Stottern, doch immerhin noch ziemlich leidlich zu Stande gebracht, und er hatte sich innerlich beglückwünscht über sein ihm bisher selbst ganz unbekannt gewesenes Rednertalent. Er war daher nicht wenig überrascht und verplüfft, als seine Freunde, anstatt ihn gerührt in die Arme zu schließen, in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Ha, ha, ha!“ rief der Capitain, „hat man je einen so

tollen Jungen gesehen? Anton, Du junger deutscher Bär, siehst Du denn nicht, wie unschicklich es ist, Herrn van der Ryn sein Geschenk zurückzugeben? Ha, ha, ha!“

„Eine wahre Beleidigung, auf Ehre,“ lachte Herr van der Ryn, und faßte Anton scherzend am Arme und schüttelte ihn ein wenig unter fortwährendem Gelächter. „Sie Undankbarer, Sie! Mich wollen Sie kränken, mich, dem Sie es förmlich angethan, dem Sie das Herz aus dem Leibe gestohlen haben? Und warum wollen Sie mich beleidigen? Weil der dumme Ring ein paar Dukaten werth ist? Capitain, es ist um toll zu werden! Reden wir nicht mehr davon, Freund Anton, oder ich bin ernstlich beleidigt, reden wir nicht mehr davon. Und jetzt zu etwas Anderem,“ und er zog Anton, indem er den Arm zärtlich um seine Hüfte schlang, neben sich auf's Sopha. Anton war förmlich überrumpelt, er konnte nicht zu Wort kommen, und einen Augenblick schien es ihm selbst, als habe er eine Lächerlichkeit begangen und seine Besorgnisse seien ungegründet; und doch glaubte er wahrzunehmen, daß die Lustigkeit der beiden Herren etwas Gezwungenes an sich habe, was ihm nicht behagen wollte. Ein Funke von Verdacht hatte sich in seiner Seele entzündet, und wenn er auch mit Entrüstung gegen einen solchen Gedanken ankämpfte, so beschloß er doch, die Sache nicht ruhen zu lassen und seinem Pflegevater ausführlich darüber zu schreiben.

„Und nun zu unserm Geschäfte,“ sagte Herr van der Ryn und winkte dem Capitain mit den Augen. „Ich denke, wir sollen es heute zum Abschlusse bringen, und unser Freund Anton wird jetzt beweisen können, daß er mein wahrer und aufrichtiger Freund ist.“

Und sofort entwickelte Herr van der Nyn in klarer Darlegung, welch ungeheure Vortheile der Abschluß des Geschäftes für sein Haus unter gewissen Bedingungen haben müsse, worunter er als Hauptbedingung die hervorhob, daß er das Geschäft mit keinem Londoner Concurrenten theilen müsse. „Denn ich habe einen Concurrenten,“ setzte er hinzu und drohte Anton lächelnd mit dem Finger. „Ja, ja, wir sind nicht gar so blind, als unser junger Freund hier glauben mochte, und wissen recht wohl, was der wackere Herr Maier in London und die telegraphische Correspondenz mit ihm zu bedeuten haben.“

Anton war blutroth geworden. Fast kam es ihm wie ein Unrecht vor, daß er hinter dem Rücken dieses edeln und vertrauungsvollen Mannes im Interesse seiner Auftraggeber gehandelt habe. Er wollte einige Worte zu seiner Entschuldigung stottern, Herr van der Nyn aber hielt ihm lachend die Hand auf den Mund.

„Nur keine Entschuldigung, mein Goldjunge! Im Handel gilt jede List, und der beste Kaufmann ist der, der die andern Alle überlistet. Und das wollen wir auch, mein süßer Junge, das wollen wir auch! Der Cheitburn u. Comp. — ha, ha! Sie sehen, ich kenne auch den Namen meines Gegners —, der muß beseitigt werden um jeden Preis.“

Anton sah Herrn van der Nyn fragend an: „Ich verstehe Sie nicht, verehrtester Herr, ich . . . . .“

„Capitain, haben Sie gehört? Er versteht mich nicht! Ist das nicht ein schlauer Bursche, unser Anton?“

Der Capitain fand den Umstand, daß Anton den Herrn van der Nyn nicht verstehen wollte, ungeheuer spaßhaft. „Er wird schon, o er wird schon, er ist ja unser Freund.“

„In der That, lieber Hendrick,“ sagte Anton ernst, denn diese unzeitige Heiterkeit der beiden Herren berührte ihn unangenehm, „ich kann nicht verstehen, wie Cheitburn beseitigt werden soll?“

„Ganz einfach dadurch, lieber Anton,“ sagte Herr van der Ryn, indem er seine Lustigkeit etwas mäßigte, „indem ich noch günstigere Bedingungen mache und höhere Preise biete, als Cheitburn thut. Das ist doch verständlich?“

„Ja wohl,“ entgegnete Anton und sah seinem Nachbarn etwas verwundert in's Gesicht; „aber da Sie die Anerbietungen Cheitburns nicht kennen, wie wollen Sie .....“

„Ein köstlicher Junge, Capitain, ich sage Ihnen, ein schlauer Bursche.“

„Lieber Freund Anton,“ sagte der Capitain und lehnte sich zutraulich auf Antons Schulter, „Du willst uns nicht verstehen. Lassen wir unter Freunden die Maske fallen und sprechen wir offen. Das Anerbieten Cheitburns wollen wir ja eben wissen, um ihn überbieten zu können, und das kannst Du durch Deinen väterlichen Freund, den ehrlichen Holzhändler, leicht erfahren, im Falle Du es nicht jetzt schon wissen solltest.“

Anton schaute mit unverhehltem Erstaunen zu seinem Freunde empor, er konnte seinen Ohren nicht trauen, das wäre ja ..... Er sah Herrn van der Ryn fragend an, dieser winkte ihm lächelnd zu. „Aber,“ stotterte er, „ich verstehe immer noch nicht. Selbst wenn mein Pflegevater einwilligen würde, Ihnen Cheitburns Anerbieten mitzutheilen — ich zweifle aber, ob er es thun wird —, wie soll denn da — wenn Sie ihn noch überbieten wollen — der enorme Gewinn herauskommen, wie Sie mir eben berechnet haben?“

„So, mein junger Freund, jetzt sind wir auf dem rechten Punkte,“ sagte Herr van der Nyn mit seinem liebenswürdigsten Gesichte und faßte zärtlich Antons Hand. „Der Ausfall muß freilich ausgeglichen und mehr als ausgeglichen werden; und diesen Ausfall auszugleichen, steht ja ganz in unserer Macht. Sind Sie nicht der Bevollmächtigte der Murgschifferschaft, und sind Sie nicht zugleich auch unser Freund? — und, wenn Sie wollen, unser Compagnon? He? Sie verstehen mich? Der Ausfall wird auszugleichen sein, denke ich! Ha, ha, ha!“

Anton war blutroth geworden und zog seine Hand zurück, es schlug wie ein zündender Blitz in seine Seele.

„Nein, nein,“ rief er, von dem Sopha aufspringend, „nein, nein, Herr van der Nyn, ich verstehe Sie nicht, ich mag Sie nicht verstehen! Das wäre ja .... Ich finde das Wort nicht, mein Herr, das wäre ja eine Schändlichkeit? Das wäre ja Bestechung? Das wäre ja Betrug?!“

„Was Bestechung! Was Betrug! Welch' abscheuliche Worte brauchst Du da, mein Junge,“ rief der Capitain mit erzwungenem Lachen. „Sei nur nicht so wild mein guter Freund. Bestechung? Betrug? Pfui! Du leistest uns, Deinen Freunden einen Dienst, und wir, wir leisten Dir, unserm Freunde, einen Gegendienst, und das ist das Ganze.“

„Und ich denke,“ sagte Herr van der Nyn und trat dicht vor Anton und das hämische Lächeln trat wieder auf seine Lippen, denn er hielt es jetzt nicht mehr für nöthig, länger Comödie zu spielen, „und ich denke, Herr Anton Gruber wird den Preis von 20,000 holländischen Gulden für seinen Dienst nicht für zu geringe achten und wird bedenken, daß es jetzt in seiner Hand liegt, sich zu einem unabhängigen Manne zu

machen, der nicht länger mehr um die Gunst eines rohen Bauern betteln muß, wie dieser Holzhändler Maier ist."

Anton hatte mit sprachlosem Erstaunen und mit steigendem Grimm diesen schamlosen Angriff auf seine Ehre und Treue angehört. Seine heiligsten Empfindungen waren mit Füßen getreten und ein schöner Traum war ihm vernichtet worden. Jetzt aber brach er los, und mit blitzenden Augen und mit erhobener Hand rief er:

„Was, mein Herr, wagen Sie mir zu bieten? Mein Gott, wohin bin ich gerathen?! Was geht mit mir vor? Darum also hat man mich mit Liebe überschüttet in diesem Hause? Darum also hat mir dieser Mann dort seine Freundschaft aufgedrungen? Man wollte mich zu einem Bubenstreiche verlocken? Pfui! Ihr habt vergessen, daß ich ein Deutscher bin, und Ihr wißt nicht, was deutsche Treue ist. Platz da! Ich habe Nichts mehr hier zu thun!" und dem Capitain einen verächtlichen Blick zuwerfend, schritt er trotzig nach der Thüre.

Van der Ryn war erblassend zurückgewichen, als Anton, ohne ihn einer Beachtung zu würdigen, an ihm vorüberschritt. Der Capitain aber war ihm mit einem Sprunge zuvorgekommen und hatte sich breit vor die Thüre gestellt.

„Halt, mein ehrlicher Bursche!" rief er ihm mit verächtlichem Hohne entgegen, „halt, so wird der Faden nicht abgewickelt! Du mußt und Du wirst uns zu Willen sein mein Junge, Du hast keine Wahl mehr. Ho, ho! Der Narr schreckt vor 20,000 Gulden zurück und hat sich doch schon mit Geringerm bestechen lassen! Oder bildest Du dir etwa ein, man schenkt einem solchen Bauernlümmel goldene Uhren und Brillantringe aus bloßer Zärtlichkeit für seine werthe Person? Sei vernünftig, Bursche, oder . . . . . oder man wird der

Murgschifferschaft ein Stückchen erzählen von der Treue und Unbestechlichkeit ihres Bevollmächtigten."

„Oder," rief Herr van der Ryn, der es für zweckmäßig erachtet hatte, zwischen sich und den jungen Deutschen das schützende Bollwerk eines Tisches zu bringen, „oder man wird den Herren als Dieb belangen; denn mein Brillantring ist mir gestohlen worden, das ist offenbar."

Anton griff sich an die Stirne, sein Hirn wirbelte; das konnte keine Wirklichkeit sein, das war ein wüster Traum, solche Schändlichkeit giebt es nicht. Doch ob Traum ob Wirklichkeit, das Stück mußte zu Ende gespielt werden. „Was, ich treulos, ich ein Dieb?! Das also war's? Eine Falle hat man mir gelegt? Doch ich habe ein gutes Gewissen, ich lasse mich nicht einschüchtern! Da! — Sie sind ein Elender!" schrie er dem bleichen Herrn van der Ryn in's Gesicht und warf ihm den Ring zu, daß er über den Boden rollte. „Und hier! Du bist ein Schuft!" donnerte er dem Capitain zu, und mit einem Griffe riß er die goldene Kette an seinem Halse entzwei und schmetterte Uhr und Kette vor des Capitains Füße, daß sie klirrend in Stücke flog.

„Und nun, Freund Capitain, weg von der Thüre!"

„Zu Hilfe! Diebe!" schrie Herr van der Ryn hinter seinem Tische vor und riß an dem Glockenzuge, daß er ihm in der Hand blieb. „Klaas, Karl, Jan! Zu Hilfe!"

Die Thüre sprang auf und sechs Bediente stürzten in's Zimmer und schauten mit dummen, verdutzten Gesichtern ihren Herrn an.

„Packt ihn, Bursche, ein Dieb!" schrie dieser, und der Capitain sprang vor, um Anton an der Brust zu fassen.

Dieser aber schleuderte seinen Angreifer zurück, daß er in eine Zimmerecke taumelte, und ehe er seinen Angriff erneuern



konnte, hatte Anton einen Sprung rückwärts gemacht, den nach Hilfe rufenden Herrn van der Nyn bei der Brust gepackt, schwebend über den Tisch herüber gehoben, und mit dem Rufe: „Platz da, Ihr Schufte!" den zappelnden Chef des Hauses van der Nyn u. Comp. mit mächtigem Schwunge mitten in den Haufen seiner erschrockenen Bedienten geschleu=

dert, daß Etliche übereinander purzelten; dann über die Gefallenen hinwegsetzend, eilte er durch die offene Thür in's Freie. „Das war wieder einmal ein deutscher Hosenlupf," murmelte er, als er durch die Straßen nach seiner Herberge eilte. Die nächste Viertelstunde sah ihn auf der Eisenbahn gegen Dortrecht fliegen. Vorher hatte er eine telegraphische Depesche an seinen Pflegevater nach London abgesendet, folgenden Inhaltes: „V. d. N. ein Schuft. Mich bestechen wollen. Durchgeprügelt. Geschäft abgebrochen. Nach Dortrecht abgereist. Toni."

---

## XIV.

Herr van der Vieden hatte Anton mit offenen Armen und mit wahrhaft väterlicher Güte empfangen, und Herr Biesenrode hatte ihn versichert, daß er ein wahres Heimweh nach ihm gehabt habe.

Die beiden alten Herren vernahmen mit großem Erstaunen die Erzählung von Antons Heldenthaten in Rotterdam, theilten jedoch seine Besorgniß nicht, van der Nyn werde sich rächen und seine Drohung wahr machen wollen.

„Es war unvorsichtig von Dir, mein Junge," sagte Herr van der Vieden zu dem bekümmerten Anton in gütigem Tone, „so unvorsichtig, wie nur ein so treues und ehrliches Gemüth, wie Du, sein kann. Doch beruhige Dich, van der Nyn ist ein viel zu schlauer Bursche, um sich durch solch' einen Skandal

zu kompromittiren. Er wird einzulenken suchen, Du wirst sehen mein armer Junge, Du wirst sehen."

Der alte Herr hatte Recht. Schon am nächsten Tage erhielt er einen Brief von van der Ryn, in welchem dieser den tragischen Auftritt als einen köstlichen Spaß darzustellen suchte, und nur bedauerte, daß der gute junge Mensch den Scherz, den der liebe lustige Capitain sich mit ihm erlaubt, so falsch verstanden habe. Er, van der Ryn, sei durchaus nicht beleidigt, die Heftigkeit des ehrlichen Jungen habe ihn wahrhaft entzückt, und es sei doch eine schöne Sache, auf seinen Wegen auf so treue, redliche Menschen zu treffen. Er habe sich, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, gedrungen gefühlt, seinem verehrten Geschäftsfreunde, Herrn van der Vieden, den ganzen scherzhaften Vorfall mitzutheilen ꝛc., bitte den geehrten Herrn, seinen Einfluß geltend zu machen, daß die Geschäftsunterhandlungen mit der Murgschifferschaft wieder angeknüpft werden können.

„Das ist ein schlauer Fuchs," lachte Herr van der Vieden, „und ein zäher Bursche. Trotz dem „Hosenlupf" will er den Profit doch nicht fahren lassen. Wollen Sie ihm antworten, Herr Biesenrode? Ich mag mit dem Schufte nichts zu schaffen haben. Er wird seinen Lohn schon finden."

„Recht gerne," erwiderte der Buchhalter und rieb sich vergnügt die Hände. „Ueberlassen Sie ihn mir, ich will den sauberen Herrn in Arbeit nehmen, er soll mit mir zufrieden sein."

Anton hatte seinem Pflegevater über sein Abenteuer ausführlich nach London berichtet, und dieser hatte umgehend geantwortet. Er lobte Anton über sein braves Verhalten. Die Catastrophe hatte ihn veranlaßt, sein Geschäft zu beschleunigen

und er hatte es unter sehr günstigen Bedingungen zu Ende gebracht. Dabei zeigte er seine baldige Rückkunft an.

Anton hatte eine Begegnung mit Rosa zu meiden gesucht, denn noch hatte er „Madlein zu Hilfe“ nicht vergessen und er war mißtrauisch gegen sich selbst geworden; doch aber konnte er es nicht umgehen Rosa mehrmals zu sehen und einige freundliche Worte mit ihr zu wechseln. Rosa aber schien seine Begegnung sichtlich zu fliehen und wenn dies nicht möglich war, so wechselte in ihrem lieblichen Gesichte Gluth und Blässe. In seiner Gegenwart war sie nicht mehr das unbefangene, heitere Kind, sie war eine andere geworden; sie schien leidend, ein unbestimmter Schmerz schien ihre reine Seele zu betrüben, und öfters stiegen ihr Thränen in die Augen.

Herr van der Vieden beobachtete mit steigender Besorgniß den Zustand seiner Tochter. Sie war sein Augenstern, sein Alles, der einzige Zweck seines Ringens und Strebens. Dem Glücke seiner Rosa war er bereit Alles zu opfern, seinen Stolz als Chef der geachteten Firma van der Vieden, seinen Nationalstolz als Holländer, sein Vermögen, Alles, Alles, nur glücklich, wahrhaft glücklich wollte er sie wissen. Er hätte, wenn er die sichere Ueberzeugung gewinnen konnte, seiner Rosa dauerndes Glück zu begründen, ihre Hand keinem Ehrenmanne abgeschlagen und wenn er die unbedeutendste Stellung im Leben eingenommen hätte, um wieviel weniger seinem Lieblinge Anton, der zwar nur ein Bauer war, der aber seine Rosa aus den Flammen gerettet hatte; der zwar nicht die Bildung und Politur der feinen Welt besaß, aber einen gesunden Menschenverstand und ein praktisches Wissen und ein treues redliches Herz; der zwar nicht reich war, sondern arm, der aber einen Reichthum des Gemüthes besaß, welcher Tonnen Gol-

des aufwog; der zwar nicht ein Holländer war, aber ein Deutscher, und Herr van der Vieden war zu aufgeklärt, um das holländische Vorurtheil gegen die Deutschen zu theilen. Er achtete die Deutschen überaus vor allen Nationen.

Aber trotz alledem und alledem konnte der Herr van der Vieden es nicht zu der Ueberzeugung bringen, daß Anton wirklich im Stande sein würde, seine Rosa ungetrübt zu beglücken; denn der alte Herr hatte seine reiche Lebenserfahrung und wußte, daß zu starke Gegensätze in Stand, Geburt und Erziehung in einer Ehe nur selten ein reines Glück zur Reife gedeihen lassen.

Er beschloß inzwischen seine Tochter sorgfältig zu beobachten und zu prüfen, und dann, — „Was geschehen soll, muß geschehen,“ — dann wollte er handeln. Ja gleich nach der Rückkunft seines Freundes Maier wollte er es thun.

Anton hatte die Veränderung, die mit Rosa vorgegangen, vollständig durchschaut, er konnte ihre Ursache nicht verkennen, und es fiel ihm mit Centnerschwere auf's Herz, daß er unbewußt Kummer und Sorge in ein Haus getragen, das ihn Jahre lang wie einen Sohn beherbergt. Er fühlte klar, was ihm Pflicht und Ehre gebiete. Er mußte fliehen; so nur konnte er seinem Wohlthäter beweisen, daß er seiner Güte nicht unwürdig sei.

Seiner Madlein bleiches Bild war seit Tagen gar nicht mehr von ihm gewichen, und seit dem er sie im Elend wußte, hatte sein Leben nur noch einen Zweck, nur noch ein Streben: Er mußte das Elend mit ihr theilen, wenn er es nicht vermochte, es von ihr abzuwenden.

Unter der Veranda seines kleinen Lusthauses, das an den Ufern der Merwede eine so reizende Lage hatte, wie man sie überhaupt in Holland haben kann, saß wenige Tage nach der Ankunft Antons aus Rotterdam, Herr van der Vieden mit seinem und unserm Freunde, dem Holzhändler Maier.

Die beiden Herren genossen die erfrischende Kühle des Abends, denn es war ein heißer Tag gewesen, und schmauchten ihre Thonpfeifen und schlürften ihren Mokka.

Ein allerliebstes kleines Ding war es, dieses Landhaus des Herrn van der Vieden, und wie bei dem alten Herrn Alles ächt holländisch sein mußte, so war es auch dieses heimliche Plätzchen. Es konnte als ein wahres Muster aller holländischen Lusthäuser gelten: Der niedliche Billardsaal und die traulichen Cabinette; der Garten geziert mit steif verschnittenen Taxushecken und Buchsbaumeinfassungen; die mit kleinen, glänzenden Muscheln bestreuten Wege und der plätschernde Springbrunnen, der aus einer Pyramide schimmernder Seemuscheln empor sprang und in dessen Bassin ein wahres Gewimmel glänzender, zappelnder, springender Goldfische zu sehen war. — Alles war so zierlich, niedlich und fein, daß man sich unwillkührlich nach dem Sammtfutterale umsah, in welches das nette Ding jedesmal nach gemachtem Gebrauche eingepackt werden könne.

Dieses Plätzchen war dem Herrn van der Vieden über Alles theuer, und wir glauben, es war ihm nach seiner Rosa, sein theuerstes Gut; denn es war einst Zeuge seines reinsten Familienglückes gewesen, als Rosas vortreffliche Mutter noch lebte, und Alles mit Glück und Freude vergoldete, was diese Frau umgab.

Und jetzt war ihm dieses kleine Fleckchen Erde eine uner=

schöpfliche Quelle der Erinnerung an ein entschwundenes Glück, ein Zufluchtsort der Ruhe, an den er sich aus dem Gewühle seines Geschäftslebens gerne auf ein Stündchen zurückzog, um seine Pfeife zu schmauchen und seinen Mokka zu schlürfen. Keine Freude erhob, keine Sorge belastete sein Herz, er trug sie an dieses sein Sanssouci, und verarbeitete sie, daß ihn die Freude nicht übermüthig, die Sorge nicht kleinmüthig mache.

Die beiden Männer schienen ein sehr ernstes Thema zu behandeln; denn der alte Herr van der Vieden sprach mit ungewohnter Lebhaftigkeit, qualmte gewaltige Dampfwolken und deutete öfters mit der Pfeifenspitze nach einem kleinen Rasenplatze, wo im Schatten einer Taxuswand Rosa auf einer Moosbank saß, ihren Strohhut am Arme hängend und ein Buch im Schooße, in welchem sie zu lesen schien.

„Da sehen Sie einmal das meisje (Mädchen), ich kenne sie nicht mehr. Sonst so fröhlich und unbefangen, sitzt sie jetzt in den Ecken umher und starrt vor sich hin und wenn ich sie frage: „Liebe Rosa, was fehlt Dir, mein Kind?“ da wird sie mit Gluth überdeckt, sie zwingt sich zu einem Lächeln und sagt: „Mir fehlt Nichts, lieber Vater,“ — und die Thränen schießen ihr in die Augen. O, ein Mädchen sollte niemals seine Mutter verlieren! Wir Männer sind zu rauh für solch ein zartes Wesen und können ihr Vertrauen nicht gewinnen.“

„Mynheer,“ unterbrach Herr Maier dies Klagenlied, „wenn es einem schlichten Manne, der von solchen Dingen nicht viel versteht, vergönnt ist, seine Meinung zu sagen, so denk' ich das Fräulein ist ein wenig überspannt und es sitzt bei ihr nicht so tief, daß es nicht zu kuriren wäre. Wenn es richtig ist, mit dem Anton, wie Sie meinen, so schickt man den

Burschen fort. Er will ohnedies mit Teufelsgewalt nach Hause, und das Mädchen schlägt sich den Jungen aus dem Sinne."

„Nein, nein! Ich fürchte, das thut sie nicht!" klagte der alte Herr, „und wenn ich gewiß wüßte, wie es mit ihr steht, — unser Anton ist ein so vortrefflicher, tüchtiger Mensch —, ich würde ....."

„Pah!" rief der Holzhändler und lachte: „Wo denken Sie hin? Das würde nimmermehr zusammenpassen; und überdies, ich fürchte ....."

„Was fürchten Sie?"

„Ich fürchte, ..... oder wenn ich's recht sagen soll, ich hoffe, der Anton würde ..... es klingt freilich unerhört, aber es ist so —, der Anton würde nein sagen."

„Wa ... Was sagen Sie?" rief Herr van der Vieden mit maßlosem Erstaunen.

„Würde nein sagen. O Sie kennen ihn nicht! Er ist ein hartköpfiger Bursche und treu wie Gold. Aber am End' aller Ende soll er mir noch glücklich werden, der Junge, und müßte ich selber ein Wenig die Vorsehung spielen. Es wäre nicht Recht, wenn er's nicht würde."

„Das sind mir Räthsel, die ich lösen will," sagte Herr van der Vieden mit entschlossenem Tone. — „Diese Ungewißheit ist mir unerträglich, und jetzt gleich will ich es thun. — Rosa, mein Kind, hörst Du?"

Rosa war aus ihren Träumereien erschrocken aufgefahren, und ihr Gesicht ihrem Vater zuwendend fragte sie: „Hast Du mich gerufen lieber Vater?"

„Ja, mein Kind, komme ein bischen zu uns; willst Du?

Wir wollen Eins plaudern. So! Setze Dich mein Kind. Und jetzt sage mir, was liesest Du denn so eifrig?"

„Ich?" erwiderte Rosa mit verlegenem Tone, „ich habe... ich glaube ich habe gar nicht gelesen."

Herr van der Vieden warf seinem Freunde einen Blick zu.

„An was hast Du denn gedacht, mein Kind?"

„Ich habe ..... ich habe an meine Mutter gedacht."

„Meine arme Rosa," sagte ihr Vater mit bewegter Stimme, „freilich, Deine gute Mutter. Wir sollten jede Stunde des Tages an sie denken. Der Gedanke an Sie ist wie ein Gebet. Und an wen hast Du sonst noch gedacht, mein Kind?"

Rasa sah auf ihren Schooß nieder, und ihr bleiches Gesicht färbte sich mit dunkler Gluth. „Ich habe an, ich weiß nicht .... ich glaube ich habe geträumt, denn es war mir ganz deutlich als hörte ich Antons Stimme zu mir sagen: „Nur Muth, meine kleine Rosa, nur Muth und fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir." Gerade so hat er damals zu mir gesprochen, als rings um mich her Feuer war, und er mich auf seinen Armen aus den Flammen trug. Ich höre diese Stimme oft, bei Tag und bei Nacht, ich mag wollen oder nicht. Ist das nicht sonderbar lieber Vater?" und das Mädchen schlug ihre großen blauen Augen fragend zu ihrem Vater auf.

„Nicht so ganz sonderbar," sagte dieser sanft, und strich seiner Tochter die blonden Locken aus der Stirne, „nicht so ganz sonderbar, mein Kind. Der gute Anton, er hat Dir ja das Leben gerettet, und Du bist ein undankbares Kind, meine Rosa."

„Ja, lieber Vater, ich möchte Anton recht, recht dankbar sein. Aber..... ich weiß nicht... es will mir nicht gelingen,

es ihm so recht herzlich zu zeigen. Ich bin seit einiger Zeit so befangen, so.... so einfältig ihm gegenüber. Was muß er von mir denken?"

„Er wird denken, Du seiest ein unartiges Kind. Aber einmal mußt Du es ihm doch noch sagen, ehe er abreist; ja, das mußt Du thun."

„Reist denn Anton ab?" fragte Rosa und hob rasch und erschrocken den Kopf, die beiden Männer fragend anblickend. „Wo reist Anton hin? Doch wohl nur auf einige Tage?"

„Nein, Fräulein Rosa," sagte der Holzhändler, dem die Recognoscirungen seines alten Freundes etwas zu weitläufig waren, und der es liebte, rasch auf's Ziel loszusteuern. „Nein, Fräulein Rosa, nicht auf einige Tage. Ich werde Anton mit mir nach Deutschland nehmen und er wird nicht mehr nach Dortrecht zurückkehren."

Rosa hatte sich von ihrem Stuhle erhoben, ihr Gesicht war marmorbleich geworden und die Hand zitterte, mit welcher sie die Stuhllehne hielt.

„Wie, lieber Vater, Anton soll uns verlassen? Und auf immer?" stotterte sie, und blickte ihrem Vater angstvoll in's Gesicht.

Dieser konnte nicht reden, er winkte nur stumm mit dem Kopfe.

„Ja, Fräulein," fuhr Herr Maier fort, der die Erschütterung des armen Mädchens gar nicht zu bemerken schien, „so ist's. Und wie werden Sie erst erstaunen, wenn Sie hören, warum Anton das Heimweh bekommen hat?"

Auf Rosa's Gesicht malte sich eine namenlose Angst.

„Er hat ein Liebchen daheim, der Duckmäuser, und will jetzt heirathen. Ist das nicht ein Schelm?"

Rosa's Körper bebte unter krampfhaftem Zittern, und unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen. Sie wollte Etwas sprechen, aber über ihre zuckenden Lippen drang nur ein leiser Schmerzensruf; dann, einen Blick unaussprechlichen Wehes auf ihren Vater werfend, wandte sie sich um und eilte die Taxusallee hinab, nach einer Fliederlaube, wo sie sich auf die Knie warf und das Gesicht in den Händen verbarg.

Ein Stöhnen drang aus ihrer Brust und ein Thränenstrom erleichterte ihr gepreßtes, armes Herz.

Die etwas plumpe Geradheit des ehrlichen Schwarzwälders hatte einen Funken in ihrer Seele entzündet. Ja, jetzt war es ihr klar, jetzt wußte sie, was ihr Anton war, jetzt, da sie ihn verloren hatte, und das Leben hatte die erste Wunde in dieses junge Herz geschlagen. Herr van der Vieden hatte sich rasch von seinem Stuhle erhoben und wollte seiner Tochter nacheilen, der Herr Maier hielt ihn sanft zurück:

„Lassen Sie sie, mein lieber Freund, lassen Sie sie ihren Schmerz ausweinen; es ist am besten so.“

„Doch wozu das arme Kind so quälen?“ rief Herr van der Vieden, und warf seinem Freunde einen zürnenden Blick zu. „Sie haben sie sehr unzart behandelt, und um das Herz des armen Kindes zu erforschen, war es wahrhaft nicht nothwendig, diese grausame Comödie mit ihr zu spielen.“

Der gutmüthige Holzhändler war erschrocken über die ungewohnte Heftigkeit seines alten Freundes. „Beruhigen Sie sich,“ sagte er begütigend, „gewiß, es ist so am besten. Ich habe meine guten Gründe gehabt, so zu handeln, Sie werden mir's noch selber danken; und . . . . . . Ob ich eine Comödie gespielt, mögen Sie selbst beurtheilen; denn hier kommt Anton.“

„Gut, er komme; ich bin entschlossen," rief Herr van der Vieden und ging Anton entgegen.

„Willkommen, mein junger Freund. Es verlangt mich nach Dir. Du kommst wie gerufen."

Anton grüßte Herrn van der Vieden achtungsvoll und schüttelte seinem Pflegevater die Hand.

„Mein verehrter Wohlthäter," sagte er zu dem Handelsherrn, „ich komme mit einem schweren Herzen und mit einer schweren Bitte."

„Ei, Du machst mich neugierig, mein Sohn," sagte Herr van der Vieden lächelnd. „Nun? Was wünschest Du?"

„Ich bitte Sie um die Erlaubniß, in meine Heimath zurückkehren zu dürfen."

„Was?" rief Herr van der Vieden und sah seinen Freund Holzhändler erstaunt an. „Also wäre doch etwas an der Sache? Und warum willst Du mich verlassen, mein Sohn?"

„O, es ist nicht Leichtsinn und nicht Undankbarkeit, die mich aus diesem edlen Hause treiben. Glauben Sie mir, mein Wohlthäter, ich bin nicht undankbar, aber gerade, weil ich es nicht sein möchte, muß ich fliehen; es ist eine gebieterische Nothwendigkeit."

„Ich glaube Dich zu verstehen," sagte der alte Herr und reichte Anton gerührt die Hand. „Ja, ja, ich verstehe Dich. Du hast ein edles, ein vortreffliches Herz. — Wenn ich Dir aber sage, Du sollst und darfst nicht gehen? Wie dann?"

„O, sagen Sie das nicht, mein väterlicher Freund. Es wäre eine Sünde, wenn ich bliebe, und ich würde Ihre Güte mit dem schändlichsten Undanke lohnen."

Herr van der Vieden lächelte. „Wenn ich Dir aber sage, daß ich Dich lieb habe, wie einen Sohn, und daß ich Dich bei mir behalten will, als meinen Sohn, und wenn ich Dir erlaube, mich um Alles zu bitten, was ich habe? Hörst Du? Um Alles, selbst um meinen köstlichsten Schatz? Was dann? Willst Du mich dann dennoch verlassen?“

Anton erröthete und sah den alten Herren fragend an:

„Ich weiß nicht .... ich verstehe nicht ....“

„Und wenn ich Dir sage, selbst die Hand meiner Rosa würde ich Dir nicht verweigern,“ rief der alte Herr mit leuchtenden Augen und öffnete seine Arme, „wäre es dann immer noch eine Sünde, wenn Du bliebest?“

„Vater!“ rief Anton und wich bleich und erschrocken der Umarmung aus, „das ist nicht möglich! Dieses Uebermaß Ihrer Güte wäre schrecklich, denn ..... denn es würde mich zwingen, undankbar zu scheinen.“

„Wie, Anton? Jetzt bin ich's, der nicht verstehen kann,“ sagte der alte Herr und ließ die Arme sinken. „Sprich, ich höre.“

Anton ergriff ehrfurchtsvoll die Hand seines väterlichen Freundes und beugte sein Haupt darüber, und ohne aufzublicken sprach er mit tiefbewegter Stimme:

„Sie haben errathen, welche gebieterische Nothwendigkeit mich Ihr Haus zu verlassen befiehlt, und Ihre Güte, die mich zurückhalten will, ist grenzenlos. Aber ich habe noch eine Verpflichtung, eine nicht weniger gebieterische, die mich nach der Heimath ruft, und es ist unmöglich, mich dieser Pflicht zu entheben.“

„Nun?“ fragte Herr van der Vieden etwas gedehnt und zog seine Hand zurück.

Anton schaute seinem Wohlthäter wehmüthig und wie um Verzeihung bittend in die Augen:

„Nun, so hören Sie, warum ich undankbar scheinen muß." Und nun erzählte er mit einfacher, natürlicher Beredtsamkeit sein ganzes Verhältniß zu Madlein Grether. Er schilderte mit ungekünstelter Begeisterung die vorzüglichen Eigenschaften und hochherzigen Gesinnungen dieses edeln Mädchens, und wie sie treu und unerschütterlich an ihm gehangen habe, da sie im Glück war und er im Unglück. Er habe sie immer im Herzen getragen und sei seiner Liebe niemals treulos gewesen, aber er habe sie immer noch im Glücke und Reichthum geglaubt, und die Hoffnung auf eine einstige Vereinigung mit ihr habe ihm nur wie ein schwacher Stern geleuchtet. „Jetzt aber, mein edler Freund," rief Anton mit glühenden Wangen und faßte wieder die Hand des alten Herrn, der sie ihm nicht mehr entzog; „jetzt aber weiß ich, daß Madlein unglücklich ist und im Elend schmachtet, daß sie fast eine Bettlerin ist, und daß sie mir immer noch vertraut und auf mich hofft, und daß sie ihr Schicksal trägt wie eine Heldin, oder wie ein Engel! Und jetzt, Mynheer ..... Jetzt kann ich nimmer länger zaudern, Sie selbst würden mich nicht achten, wenn ich's nicht thäte. Ich muß meiner Madlein zu Hilfe eilen, ich muß ihr Alles bringen, was ich habe, und wenn's auch wenig ist, so sei's doch ein treues Herz und ein paar gesunde Arme. Gott wird weiter helfen."

Herr van der Bieden hatte der Erzählung Antons mit sichtlicher Rührung zugehört, jetzt aber schloß er ihn in seine Arme und sagte:

„Gehe mit Gott, mein Sohn, wohin Deine Pflicht Dich

ruft, Du bist ein edler Mensch. Geh', verlaß mich jetzt. Wir sehen uns noch einmal, ehe Du reisest."

Anton riß sich aus den Armen des alten Herrn, und mit einem letzten flehenden Blick auf seinen Pflegevater, der abgewandt zur Seite stand, verließ er eilig und in großer Bewegung den Garten.

Der ehrliche Holzhändler hatte sich während der Erzählung Antons viel mit einem als Pyramide zugestutzten Buxbäumchen zu schaffen gemacht, und zum öftern die beliebte Operation mit seiner Nase vorgenommen, sein bekanntes Mittel, um eine, einem Holzhändler ungeziemende Rührung niederzukämpfen.

Nachdem Anton den Garten verlassen hatte, warf Herr Maier einen etwas triumphirenden Blick auf Herrn van der Vieden:

„Nun, mein Freund? Was habe ich gesagt? Haben Sie jetzt den Trotzkopf gesehen?"

„Ja," erwiderte dieser seufzend, „ich habe einen Blick in eine wahrhaft edle Seele geworfen. Meine arme Rosa. Doch ich will ihn glücklich machen, den armen Jungen; er verdient glücklich zu werden."

„Ja, und das wollen wir zusammen berathen; denn ich habe auch eine Rechnung auszugleichen mit dem Burschen. Für Rosa ist mir nicht bange; ihr Herz ist zu jung und weich, um bei diesem ersten Stoße zu brechen."

„So Gott will, wird das arme Kind noch zu retten sein. Und jetzt, mein Freund, lasset uns Antons Angelegenheit besprechen; denn er muß sich schleunig von hier entfernen und darf Rosa nicht wieder sehen. Dieser Schmerz muß dem guten Mädchen erspart werden."

Die beiden Freunde wandelten noch lange in dem kleinen

Gärtchen auf und ab, und es war ein ernstes und für das Schicksal Antons wichtiges Gespräch, das sie mit großem Eifer führten.

Doch um das Interesse der Leser auch für den Schluß unserer Erzählung aufrecht zu erhalten, dürfen wir den Plan der beiden Freunde nicht verrathen. Er war wohlwollend und großherzig, das ist Alles, was wir von ihm sagen dürfen.

# Dritte Abtheilung.

## XV.

Unsere Erzählung führt uns wieder in das schöne . . . . Thal des badischen Schwarzwaldes, und zwar in das Dorf Bernbach zurück, wo wir dem freundlichen Leser zum ersten Male Toni und Madlein, die Helden unserer Geschichte, vorgeführt haben.

Wenn wir in kürzester Frist erfahren wollen, was sich Alles während unserer 5jährigen Abwesenheit in Bernbach begeben (durch den Steuermann Steffe kennen wir nur die hauptsächlichsten Ereignisse), so thun wir am besten, uns an diesem Sonntag Abend, an welchem wir die Heimath wieder betreten, in das uns bekannte Wirthshaus zum Adler zu begeben, wo dieses Thema vor den zahlreich versammelten Gästen soeben auf das Ausführlichste behandelt wurde.

Der heiße August-Abend hatte die Gäste aus dem Garten in die große, niedere, braungetäfelte Wirthsstube getrieben, in der es freilich noch dumpfer und schwüler war, als draußen im Freien. Doch das ist eine kleine Unbequemlichkeit für den

Bauern; dem ist am Sonntage eine dumpfe Wirthsstube weit lieber, als die herrlichste Natur. Er macht sich nicht viel aus der Natur; er muß sich mit ihr die Woche über zu viel plagen. Nur die jungen Bursche des Dorfes vergnügten sich noch im Garten, aber auch nicht der Natur wegen, nein, es war das edle Kegelspiel „Kammscheren“ genannt, welches ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Männer in der Wirthsstube hatten sich um Tische und Tischlein geschaart und tranken ihr schäumendes Bier, aßen ihren Handkäs und qualmten ihre Ulmer-Köpfe, oder ihre selbstfabrizirten Cigarren — die Tabakskultur hatte sich auch in dieses Thal erstreckt, wie der luftige Tabaksschoppen am Eingange des Dorfes bezeugen konnte —, und die Wirthsstube hatte sich bereits mit jener eigenthümlich gemischten Atmosphäre von Tabaksqualm und Käseduft angefüllt, einer Atmosphäre, die dem Schwarzwälder Bauern fast unentbehrlich ist, wenn er sich im Wirthshause behaglich fühlen soll, und die ihm weit köstlicher dünkt, als Frühlingsluft und Waldesduft.

An einem besondern Tische saßen der Rathsschreiber und der Karpfenmüller, von dem wir wissen, daß er des Adlerwirths Margareth zur Frau genommen hatte, und noch mehre wohlhabendere Bauern, unter andern der Gervas Beideck, der des Grethers Hofgut vor mehrern Jahren an sich gebracht hatte und jetzt Hofbauer war.

An einem andern großen eichenen Tische, der dicht mit Bauern besetzt war, führten der Doktor Seifen-Peter und der Schäfer Barthel das Wort. Lauter alte Bekannte, wie wir sehen, nur sind Alle um 5 Jahre älter geworden.

„Und wer von Euch Männern hat denn schon den Holländer-Maier gesehen, seitdem er wieder retour ist aus Holland?“

fragte der Adlerwirth, der an den verschiedenen Tischen aufwartete und da und dort sich in das Gespräch mischte. „Die junge Frau, die er mitgebracht hat, soll ja ein wahres Wunder von einem schönen Weibsbild sein?"

„Und ganze Säcke voll Dukaten soll er mitgebracht haben," rief ein Bauer. „Der versteht den Holzhandel! Sapperlot!"

„Eine Haushaltung soll er seiner Frau eingerichtet haben," meinte ein Dritter, „die soll ein Meerwunder sein. So was hat man noch nicht erlebt; sogar die Wasserkübel und Besenstiele sind mit Oelfarb angestrichen."

„Pah!" rief der Barbier Seifen-Peter mit wegwerfender Geberde, „das versteht Ihr nicht; das ist holländisch. In Holland wird Alles mit Oelfarb angestrichen, von wegen der Feuchtigkeit; sogar die Bäume streichen sie mit Oelfarb an. So etwas weiß man, wenn man sein Conservations-Lexikon gelesen hat. Was übrigens den Holländer-Maier betrifft, so kann ich Auskunft geben, Herr Adlerwirth; denn ich war bei ihm."

Die Bauern streckten neugierig die Köpfe herüber.

„Nun, Herr Doktor, erzählet!"

Der Barbier fühlte, daß jetzt wieder einer der wenigen Momente in seinem Leben erschienen sei, wo er einer ausschließlichen Wichtigkeit sich zu erfreuen habe. Er warf daher einen siegreichen Blick um sich und sagte: „Nun, so paßt auf."

Die Neugierde der Bauern hatte aber noch eine harte Probe zu bestehen. Der Herr Doktor Seifen-Peter gefiel sich allzusehr als Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, um sich nicht von dem süßen Gefühle seiner Wichtigkeit möglichst

lange kitzeln zu lassen. Deshalb fing er erst an, mit großer Umständlichkeit seinen Meerschaumkopf zu stopfen — seiner Würde als Doktor zu Liebe hatte er sich einen möglichst großen, natürlich unächten und mit Composition beschlagenen Meerschaumkopf angeschafft —, dann entzündete er den Tabak mit einem Fidibus, den er von der auf dem Tische liegenden Landeszeitung abgerissen, hierauf lehnte er sich mit ruhiger, ernster Würde in seinen Stuhl zurück, schloß halb die Augen, räusperte sich, und nachdem er noch erst ein halb Dutzend Dampfwolken in das Tabaksgewölke an der Decke hinaufgeblasen hatte, begann er folgendermaßen:

„Ihr Alle kennt den Hofrath Walter? Nun, es ist der nämliche, der dazumal fast gar den Hofbauern Grether, den armen Teufel, geliefert hätte, wenn ich ihm nicht noch glücklicherweise mit Schröpfköpfen zu Hilfe gekommen wäre.“

„Ja, ja, wir wissen schon!“ rief der Schäfer Barthel. „Schröpfen und Köpfen, Universalmittel! Nur weiter, Doktor!“

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen!“ rief der Herr Doktor mit einem strafenden Blicke. „Ihr lebt in einem konstupitionellen Staate und könnt Euch nie an parlewutarische Formen gewöhnen.“

„Ruhig, Barthel,“ rief der Rathschreiber lachend, „unterbrechet doch den Herrn Doktor nicht.“

„Ich danke, Herr Präsident, für diesen Ordnungsruf,“ sagte der Doktor, der einst während seiner Lehrzeit in der Residenz mehrere Abgeordnete zu rasiren hatte, und sich außerordentlich zu Gute that auf die parlamentarischen Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit gemacht.

„Ich fahre also fort. Seit jenem interessanten Falle, hat

der Hofrath Walter einen gewaltigen Respekt vor mir, und es giebt keinen wichtigen Fall in der höhern Chirurgie, bei dem mich der Hofrath nicht insultirt. Natürlich, aus begreiflichen Gründen. So wurde ich, es mögen jetzt ein Tager fünfe sein, in die Stadt gerufen, zu einer Insultation wegen Ambition eines Beinbruches. Wem begegne ich da auf dem Marktplatze? Dem Holländer-Maier. Hatte der aber eine Freude; ich war der Herr Doktor hinten, und der Herr Doktor vornen, und, holens molens, mußte ich mit ihm nach Hause. Ich müsse ihm Neuigkeiten erzählen, sagte er, und müsse seine Frau sehen. Heiliger Aeskolapf! ist das ein Weibsbild! Eine Haut hat sie, so weiß wie . . . wie Seifenschaum, und Zähne, noch weißer, und Lippen, so roth wie . . . wie ein gefüllter Schröpfkopf, und ihre Augen glänzen wie . . . wie ein Rasirmesser. Sie war ganz holländisch angezogen, und hatte eine holländische Haube auf; wißt Ihr, wie die Waffelbäckerin, die als in die Stadt auf den Jahrmarkt kommt, mit so zwei Balbierschüsseln hüben und drüben, aber von purem Golde! Ich sage Euch, von purem Golde!"

Der Doktor machte eine kleine Pause, um Athem zu schöpfen und sein Gesicht einen Augenblick in sein Bierglas zu begraben, und nachdem er mit großer Befriedigung bemerkt hatte, daß die Bauern vor Verwunderung Mäuler und Nasen aufsperrten, und die entfernt sitzenden waren aufgestanden und hatten sich um den Erzähler gedrängt, so fuhr er fort:

„Und dann die Haushaltung! Davon machet Ihr Euch keinen Begriff. Der Maier hat mich überall herumgeführt. Mit den Wasserkübeln und den Besenstielen hat es seine Richtigkeit, aber das ist noch das Wenigste. In den Stuben und Kammern, in Küche, Keller und Speicher, da blinkt und

glänzt und glitzert Alles, daß einem die Augen weh thun; man könnte jedes einzelne Stück als Rasierspiegel brauchen. Und dann die Böden, die sind noch das größte Wunder von Allem; weiß, wie der gefallene Schnee, und wie ich so durch die Stuben gelaufen bin — ich hab doch wahrhaftig gemeint, meine Stiefel seien sauber genug —, da ist so ein Stubenmädel hinter mir drein gelaufen, und hat mit einem Putzlumpen meine Fußstapfen wieder sauber gemacht. Das ist doch zum Teufelholen! He?"

Die Bauern lachten, und der Schäfer Barthel meinte: „Das wäre etwas für unsere Bauernstuben."

„Ja," fuhr der Seifen-Peter fort, „der Maier hat auch gelacht und hat gesagt: das heiße man holländische Reinlichkeit, und in Holland sei es überall so, und die Kuhställe seien dort sauberer als bei uns die schönsten Stuben, und sei ihm fast selber ein wenig zu viel. Dann habe ich mich zu ihnen setzen müssen, und die Frau hat Mynheer zu mir gesagt, und hat mir Wein und Braten vorgesetzt, und der Maier hat mich Alles ausgefragt, über den Grether und seinen Heiner, und seine Madlein. Und wie ich ihm erzählt habe, wie dem Grether und dem Heiner der Hochmuth vergangen sei, und wie jetzt der Alte in Tortau die Kühe hüte und der Heiner taglöhne, und wie sie alle Beide so zahm geworden seien, daß man nicht meine, daß es möglich sei, da hat er gelacht und hat gesagt: Ja, ja, das Unglück macht mürbe und ist eine gute Lehrmeisterin."

„Wie er aber gehört hat, daß die Madlein so ruhig und still in ihr Schicksal sich finde, wie sie ihrem Vater ein wahrer Trost geworden sei, und daß man sie überall gern habe, und sogar davon munkle, daß sich wieder ein Freier gefunden habe,

trotz ihrer Armuth, da hat sich der Maier heftig an der Nase gerieben und hat ein ganz ernstes Gesicht gemacht und hat zu seiner Frau gesagt: „Betty," hat er gesagt, „siehst Du, dieses Mädel ist ein leibhafter Engel! Aber aus dem Freien wird nichts, das leid ich nicht." Ja, so hat er gesagt, und ich habe nicht geglaubt, daß der Maier so ein neidiger, mißgünstiger Mensch wäre. Seine Frau hat sich auch darüber geärgert, wie es scheint, denn sie hat sich die glänzenden Augen gewischt und hat ihm in die Ohren gewispert: „Das arme Kind, o, Mynheer, lasse sie recht bald glücklich sein; sie hat lange genug gelitten."

„Da hat der Maier seiner Frau die Hand gegeben, und hat gerufen: „Ja, mein Schatz, das wird sich finden," und mit einem ganz kuriosen Blick auf mich hat er dann hinzugesetzt: „Doch was geht mich der alte Grether an? Der hat's nicht um mich verdient, und ich brauche mein Geld selber. Und was den Toni betrifft . . ." Und wie ich gemeint habe jetzt kommt's, da hat er auf einmal abgebrochen, und hat mich angeschaut, und hat gelacht. „Ja, Doktor, das versteht Ihr nicht; es ist halt ein Geheimniß." Ein Geheimniß! Habt Ihr gehört? Pah! Als ob es vor mir ein Geheimniß geben könne. Da will ich bald dahinter kommen!"

„Dann hat er mich gefragt, ob es wahr sei, daß der Beideck dort sein Hofgut wieder verkaufen wolle, und was die Leute drüber redeten?"

„Darauf hab ich ihm geantwortet: es sei kein wahres Wort daran, sonst müsse ich es wissen. Der Beideck sei kein solcher Esel und werde sein Gut verkaufen, jetzt, da er es wieder in so guten Stand gebracht. Ha, ha, ha! Habe ich Recht gehabt, Hofbauer?"

Damit schloß der Herr Doktor seinen langen Vortrag über dem ihm die Pfeife ausgegangen war, und er wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Herr Adlerwirth, noch einen Halben. Die Motion hat mir Durst gemacht.“

Der Hofbauer Beideck lächelte und warf dem Rathsschreiber einen Blick zu und sagte: „Das könnt Ihr Euch denken, daß ich mein Gut nicht verkaufen werde. Nein, ein solcher Narr werde ich nicht sein. Nicht wahr, Rathsschreiber? Ha, ha, ha!“ und die Beiden brachen in ein Gelächter aus, als ob es der größte Spaß von der Welt wäre, daß man glauben könne, der Beideck wolle sein Hofgut verkaufen.

„Das war halt eine dumme Schwätzerei, und ich glaube, der Seifen-Peter hat aufgeschnitten; es passirt ihm hie und da,“ meinte der Rathsschreiber und blinzelte dem Hofbauern zu. „Doch aber gehen kuriose Dinge vor in der Gemeinde, und ich mache mir meine Gedanken darüber. Kommt da der alte Steuermann Steffe in's Ort, kauft mir nichts dir nichts und ohne viel um den Preis zu handeln, das Häusle, das die Gemeinde dazumal von's Haldenbauers Toni erstanden, und in dem Häusle, das fünf Jahre geschlossen war, handthiert der Steffe seit sechs Wochen mit Zimmerleut und Maurer, und Schreiner, reißt zusammen und baut auf, daß man das kleine Ding gar nimmer erkennen kann.“

„Eine Scheuer und einen Stall hat er gebaut, es ist ein Staat,“ fiel der Adlerwirth ein. „'S giebt eines der nettesten Häuser im Dorf.“

„Und Alles für's Haldenbauers Toni,“ rief der Seifen-Peter. „Der Steffe hat mir's selber gesagt. Der Toni kommt wieder mit einer steinreichen Frau und will sich hier setzen!“

„Pah! Ihr seid ein Schwätzer, Peter!" eiferte der Schäfer Barthel. „Wie soll der Toni zu einer reichen Frau kommen? Wenn man in fünf Jahren in Holland reich werden könnt, ich ging heut noch hinein. Bei Gott, ich thät's."

„Und doch ist's so!" schrie der Doktor, und schlug auf den Tisch. „Der Steffe hat's gesagt, und der Steffe lügt nicht. Der Toni hat einem reichen Holländer seine Tochter aus dem Feuer gerettet, und der hat ihm aus Dankbarkeit seine Tochter zur Frau gegeben, und 50,000 fl. baar Geld. Ist's so, Hofbauer, oder ist's nicht so?"

„Ja, ja, 's ist so ungefähr," bestätigte dieser lachend, „ich hab's auch gehört; nur meine ich, es seien 100,000 fl. gewesen."

„200,000 fl.!" rief der Rathsschreiber, und verfiel in einen neuen Lachkrampf, „200,000 fl. sage ich Euch! Pah! 100,000 fl. wäre nicht der Mühe werth. Darum glaube ich's auch nicht, daß er in das kleine Häusle zieht, da hätt er ja nicht einmal Platz für seine Geldkisten."

„Na, so schlag der Donner drein!" fluchte der Schäfer Barthel, und stieß unwillig sein Glas von sich. „So giebt's halt wieder einen Schuft mehr auf der Welt. Ich hätt's dem Toni nicht zugetraut, und die Madlein, das arme Ding, hat's nicht um ihn verdient. So hab' ich halt diesmal falsch prophezeit."

„Prophezeit?" schrie der Seifen-Peter, „jetzt aber muß ich lachen! So, das habt Ihr prophezeit? Da müßt' viel Unsinn in der Welt passiren, wenn Alles kommen müßt, wie Ihr es prophezeit, Barthel. Der Toni wär ein rechter Narr; der ist jetzt ein reicher Mann — er darf dem Heiner heut noch

danken für den Messerstich — und wird keine so . . . . .
— so Bettelmamsell, wie die Madlein ist, heirathen."

„Peter, schimpf nicht über die Madlein," rief der Karpfenmüller in drohendem Tone, „die ist das bravste Mädel, wenn schon sie mir einen Korb gegeben hat."

„Ja, das ist sie! Ja, das ist sie!" riefen die Bauern durcheinander. „Und der Grether und sein Heiner sind auch ganz anders geworden, seitdem sie im Unglück sind. Respekt vor ihnen! Ihr seid ein Hasenfuß, Doktor!"

Der also geschmähte Seifen-Peter fühlte sich, nachdem er erst eine so entschiedene Wichtigkeit erlangt hatte, durch diese Angriffe auf das Empfindlichste in seiner Würde gekränkt. Wie ein gereiztes Hähnlein sprang er auf und schrie: „Ein hochnasiges Ding ist sie, die Madlein, und sollte froh sein, wenn Unsereiner sich noch mit ihr abgiebt. Will ich letzt einen kleinen Spaß mit ihr machen, haut mir das Ding mit dem Geiselstecken über den Buckel, daß ich mir habe sechs Schröpfköpfe setzen müssen. Ja, lachet nur, Ihr . . . Bäh!" und der Herr Doktor schnitten gegen die lachenden Bauern eine abscheuliche Grimasse. „Und der Grether mit seiner ganzen Sippschaft hat sein Elend verdient," fuhr der erboßte Doktor fort, „der Hochmuths-Pinsel, und ich gönn's ihm! Ja, das thu ich!"

„Pfui!" rief der Rathsschreiber, „Peter, schämt Euch!"

„Haltet Euer ungewaschenes Maul, Peter, oder . . ." schrie der Karpfenmüller, und drohte mit der Hand.

„Das will ich einmal sehen, wer mir das Maul verbieten will!" eiferte der Seifen-Peter immer hitziger, und stieß das Glas auf den Tisch. „Ich zahle meine Steuern und Abgaben, so gut wie Einer, und will reden, wie mir das Maul

gewachsen ist! Und jetzt will ich auch Eins prophezeien, trotz dem großmäuligen Schäfer Barthel dort. Passet auf. Ich prophezeie, daß der Holländer=Maier mit seiner frischgewaschenen Holländerin ein Windmacher ist, und jetzt nur so dick thut, weil er auf dem letzten Loche pfeift; gerade wie es der Grether gemacht hat. Und ich prophezeie . . ."

„Und ich prophezeie," schrie jetzt der Schäfer Barthel mit lautem Gelächter, und warf über den Seifen=Peter weg einen Blick nach der Thüre, „und ich prophezeie, daß der Herr Doktor Seifen=Peter jetzt einen Gesalzenen hinter seine langen Ohren bekommt! Ho, ho! Aufgepaßt, Seifen=Peter! Er hat sie! Ha, ha, ha! Er hat sie!"

Der Schäfer Barthel hatte richtig prophezeit; er hatte sie. Er hatte sie von unsichtbarer Hand, und zwar so richtig gezielt, und so saftig, daß dem Doktor Seifen=Peter die Meerschaum=Pfeife aus dem Munde flog. Als dieser zornglühend und wüthend über diese unerhörte Beleidigung den Kopf wandte, sah er in das lachende Gesicht des Steuermanns Steffe, und jetzt wurde er, sein künftiges Schicksal ahnend, blaß wie Seifenschaum, und ließ die Arme sinken.

Steuermann Steffe war schon vor geraumer Weile in die Stube getreten, und hatte den größten Theil der Schwadronaschen des Seifen=Peter mit angehört.

„Guten Abend, Herr Doktor," sagte der Steuermann, und machte eine komische Reverenz. „Darf man auch an der Unterhaltung Theil nehmen? Exküse!" Mit dieser höflichen Entschuldigung faßte er den bleichen Doktor und setzte ihn wie ein Kind vor sich hin auf den Tisch.

„Ihr Männer!" rief dieser vor Schrecken und Wuth zitternd, „Ihr seid Zeugen, wie er mich geschlagen!"

„Wer, ich?“ rief der Steuermann mit komischem Erstaunen. „Hat Jemand von Euch gesehen, daß ich ihn geschlagen habe?“

„Ich nicht, ich nicht!“ schrieen die Bauern johlend durcheinander.

„Ihr aber seid alle Zeugen, daß er über meinen Herrn, den Holzhändler Maier, über den Grether, über die Madlein, und über weiß Gott wen noch geschimpft hat.“

„Ja, ja, wir haben's Alle gehört!“

„Rathsschreiber, zu Hilfe! Ich protestire!“ schrie der Peter und strampelte mit Händen und Füßen.

„Ruhig, Doktor!“ rief der Steuermann und nickte dem Rathsschreiber zu. „Ruhig, Doktor, ich werde Dich nicht fressen; der Bissen wäre mir zu schlecht. So, Du heilloser Strolch von einem Bartkratzer,“ fuhr er fort, und schüttelte den Doktor etwas unsanft, „Du issest meines Herrn Brod, und trinkest seinen Wein, und hast schon unzählige Wohlthaten von ihm genossen, und zum Dank dafür schimpfst Du in den Wirthshäusern über ihn? — Ruhig gesessen, oder ich drehe Dir den dürren Kragen um! — Und Du, kalbsledernes Balbierbesteck, Du nimmst Dir heraus, die Madlein, das tüchtigste Mädel im Thale, mit Deinen Späßen zu beleidigen und sie hintendrein zu verschimpfen? Und Du bocksbeiniger Schröpfkopf und Bauernschinder erfrechst Dich, über den Grether zu schimpfen, bei dem Du schmarotzt und scherwenzelt hast, wo er noch reich war und Schinken für Dich im Kamin hängen hatte, und der jetzt ein grundbraver Mann ist? — Gestehe, Kerl, daß Du ein infamer Lügner bist, oder . . .“

„Ihr Männer, zu Hilfe! Er bringt mich um!“

„Gestehe, daß Du ein infamer Lügner bist!“

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Barthel,“ sagte der Steuermann zu seinem Freunde, dem Schäfer, „gieb mir einen Strick, wir wollen den Kerl kielholen!“

Der Schäfer Barthel lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. „Ja, ja, einen Strick; er hat ihn schon lange verdient. Wir wollen den Kerl kielholen. Einen Strick, einen Strick!“

Der Doktor mußte sich unter Kielholen irgend eine furchtbare geheimnißvolle Operation vorstellen, wie sie bei den Inquisitionen und den Vehmgerichten zur besonderen Belustigung der armen Teufel von Ketzern und sonstigen Uebelthätern praktizirt wurde; denn er schrie mit schreckenbleichem Gesichte und gesträubten Haaren um Gnade. „Ich will ja, ich will, Herr Capitain!!“

„Also bist Du ein infamer Lügner?“

„Ja, ja, wenn Sie es befehlen!“

„Nichts da, Du mußt es selbst sagen, daß du einer bist!“

„Ich bin ein .... zu Hilfe, Gnade!“

„Barthel, den Strick!“

„Ich .... ich bin ein infamer Lügner!“

„So, mein Junge, das haben wir wissen wollen,“ sagte der Steuermann, und stellte den Seifen-Peter wieder auf den Boden. „Wenn Sie jetzt sonst dringende Geschäfte haben, Herr Doktor, so wollen wir Sie nicht länger aufhalten,“ setzte er hinzu, und öffnete die Thüre.

Der Doktor flog, seine Pfeife im Stiche lassend, mittelst einiger Nachhilfe von Seite des alten Steffe, und unter dem schallenden Gelächter der Bauern zur Thüre hinaus.

„So," schmunzelte der Steuermann, und nahm Platz bei den Bauern, die bereitwillig zusammenrückten. „So, jetzt wären wir den Strolchen los. Er hat schon lange einen Denkzettel verdient. Und jetzt, Herr Adlerwirth, den Flaschenkorb herein, den ich in der Küche abgestellt habe. Ich will meinen Freunden hier einmal zeigen, was holländischer Punsch ist. Einen Ehrentrunk, Ihr Männer, auf die glückliche Verheirathung meines Herrn; und einen Ehrentrunk auf des Haldenbauers Toni, denn er kommt wieder, und wie kommt er wieder! — und noch einen Ehrentrunk auf . . . auf . . . Halt! Das ist noch ein Geheimniß! Und jetzt die Citronen her und die Pomeranzen, und den Zuckerhut! So, und nun den Schwenkkessel und das heiße Wasser! So, Ihr Männer, jetzt kann es losgehen."

## XVI.



Die Kirche von Bernbach hatte die reizende Lage, die den sinnigen Wanderer so heimlich anspricht, wenn ihm eine Windung des Thales ein Dörflein vor Augen legt, das sich mit seinen rothen Dächern, die durch die Obstbäume gucken, um den Fuß der Kirche schaart, wie die Küchlein um die Henne.

Der liebliche Anblick giebt dem Ermüdeten neue Kraft, er beschleunigt seine Schritte, er meint, in dem Dörflein müsse

es gar heimlich und traulich sein, und ein eigenthümlicher Ideengang giebt ihm die Ueberzeugung, daß in einem solchen Dörflein nothwendig auch ein braves Wirthshaus sein müsse, wo man in himmelhohen Betten sich begraben und zum Abendessen an einem goldbraunen Pfannenkuchen und einem Schoppen Markgräfler sich erlaben könne.

Der Wanderer, der so denkt irrt sich nicht; denn die Dörfer in dem gesegneten badischen Lande haben nicht nur schöne Kirchen, sondern auch rechtschaffene Wirthshäuser, und sorgen für Leib und Seele, und so ist's Recht und so soll es sein.

Die Kirche von Bernbach liegt auf einer reizenden Anhöhe und schaut über die Dächer des Dorfes weit in das Thal hinein; und die Kirche hat ihre Todten um sich versammelt, denn rings um sie her liegt der Gottesacker.

Die Einwohner von Bernbach können ihre Todten nicht so leicht vergessen; denn an jedem Sonntage, der sie zur Kirche führt, streift ihr Fuß an den Gräbern, und daß diese Mahnung nicht umsonst ist, zeigen die schöngehaltenen Grabhügel, von denen nicht selten eines ein Blumengärtchen ist, die saubern Kieswege und reinlichen Rasenstücke, und viele Kreuze und Steine sind mit Kränzen und Blumen geschmückt.

Eben läutete die Abendglocke und der Kirchhof war einsam, denn die liebe Schuljugend, die vorzugsweise gern diesen Platz durch ihre Spiele belebte (die Extreme berühren sich und wären sie Leben und Verwesung), saß jetzt zu Hause am Familientische, hinter Kartoffeln und weißem Käse, und bei solchen Reizmitteln war auch der schönste Sommerabend nicht mehr vermögend, die kleinen Schelme aus den dumpfen Stuben in's Freie zu locken.

Doch nicht ganz einsam war der Kirchhof an diesem Abende,

denn auf einem Grabe, das ein einfacher Stein zierte, kniete ein junges Weib.

Den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt und die Hände wie im Gebet verschlungen, schien die auf dem Grab hingesunkene Gestalt von einem tiefen Weh durchschauert; ein halb unterdrücktes Schluchzen entrang sich ihren Lippen und ihre Brust bebte sichtbar unter tiefen Seelenleiden.

Jetzt schlang sie beide Arme um den Stein und ihr von Thränen überströmtes Gesicht beugte sich, wie liebkosend, über den kalten Leichenstein.

„O Mutter, Mutter, warum hast Du mich verlassen!" klagte das arme Geschöpf. „O, Mutter, sieh herab aus Deinem Himmel auf Dein armes Kind, und gieb ihm Trost und Kraft, und laß es den rechten Weg finden!"

So betete das junge Weib, und die verhallenden Töne der Abendglocke klangen wie Trost von Oben in ihr gequältes Herz.

Die letzten Schwingungen der Glocke hatten verklungen, da öffnete sich die Kirchenthüre. Ein Mann mit ehrwürdigem Haupt und weißen Haaren trat heraus, und nachdem er die Thüre verschlossen, schritt er quer über den Kirchhof.

Einige Schritte von dem Grabe, auf dem das junge Weib kniete, blieb er stehen und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen.

Einen Augenblick betrachtete er die betende Gestalt mit sichtlicher Bewegung und mit wohlwollenden Blicken, dann sagte er mit sanfter Stimme: „Madlein!"

Die Gestalt auf dem Grabe schrak zusammen und erhob ihr Haupt, und mit feuchten Augen schaute Madlein Grether empor in das milde Antlitz des alten Schulmeisters Feldner.

Die Madlein hatte sich in den fünf Jahren, in denen wir sie nicht gesehen, nur wenig verändert.

Gesicht und Arme waren etwas tiefer von der Sonne gebräunt und ihre Hände rauher geworden — sie trugen die Ehrenzeichen des Fleißes und der Arbeit —, aber ihre Gestalt war noch leicht und elastisch wie zuvor, und ihr Gesicht hatte einen so edlen und zugleich rührenden Ausdruck gewonnen, daß es Einem das Herz bewegte, wenn man hineinschaute.

„Madlein, mein armes Kind, was machst Du hier?"

Madlein erhob sich und stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem alten Manne.

„Ich habe auf dem Grabe meiner Mutter gebetet, Herr Lehrer, und meine gute Mutter hat mir Trost und Kraft gegeben."

„Meine gute Madlein," sagte Herr Feldner; und legte sanft seine Hand auf des Mädchens Haupt: „Du bist ein wackeres Kind. Was ist geschehen, daß Du Trost bei den Todten suchen mußt?"

„O, Vieles ist geschehen, Herr Feldner; es wollte mir zu schwer werden und mein Herz wollte verzagen. Nun aber ist's wieder gut, und ich bin jetzt stark genug, um meine Pflicht zu thun."

„Komm, erzähle mir mein Kind, ich habe Dich lange nicht gesehen, und es wird Dir das Herz erleichtern," sagte freundlich der alte Herr und führte das Mädchen zu einem Rasensitze an der Kirchhofmauer, der von einem Hollunderbusche überschattet war. „Setze Dich. — So. — Deine Augen sind wieder klar und Du lächelst wieder; nun ist's gut, und jetzt erzähle mir."

Der alte Mann und das junge Mädchen saßen bei ein=

ander auf dem Rasenplatze, fast wie ein Liebespaar. Die Madlein hatte ihre Hand vertrauensvoll in die Hand des guten Mannes gelegt, der ihr Lehrer war, und sie schaute ihm in das wohlwollende, alte Gesicht und erzählte:

„Ihr wisset, lieber Herr Feldner, wie mein Vater von Jahr zu Jahr mehr in das Elend gekommen ist, bis er dahin kam, wo er jetzt ist. Euch ist auch bekannt, was ich leiden mußte; denn der Vater war voll Ingrimm gegen sein Schicksal und — fast muß ich es glauben — auch gegen Gott. Und mich hielt er für die Ursache seines Unglückes, und hat es mich schwer entgelten lassen."

„Ich weiß, ich weiß, liebe Tochter; doch das ist ja jetzt Alles besser geworden."

„Aber ich habe Alles mit Geduld und Demuth ertragen, denn meine Hoffnung stand auf Gott und ..... und auf..... Toni, und um seinetwegen habe ich Alles gern gelitten. Dann aber — und das wisset Ihr auch, Herr Lehrer —, dann kam die Stunde, wo der reiche Karpfen-Müller um mich gefreit hat, obschon wir dazumal schon arm waren; und dort bin ich fast zu Grunde gegangen. Der Vater war rauh und hart gegen mich und hat mich geschlagen, und da bin ich auch hart und trotzig geworden, und eher hätte ich mich todtschlagen lassen, als daß ich den Toni verrathen hätte."

„Ich weiß dies Alles mein Kind, Du erzählst mir lauter bekannte Dinge," unterbrach sie Herr Feldner, und hob ihr sanft den Kopf, den sie hatte sinken lassen. „Hebe Deinen Kopf nur frei in die Höhe, Du hast das Recht dazu; denn Du hast brav und wacker gehandelt, und ich weiß noch mehr als Du mir da erzählest. Ich weiß, wie Du Deinem Vater seine Härte vergolten; ich weiß, wie Du ihn gepflegt und wie Du

für ihn gearbeitet hast, und wie Du Dich Tag und Nacht abgemüht hast, ihm sein Elend zu erleichtern. Und ich weiß, daß Du ein Wunder bewirkt hast, denn Du hast Deines Vaters starren Sinn gebrochen und sein hartes Herz erweicht, und Du hast ihn wieder beten gelehrt, und hast gemacht, daß er jetzt glücklicher ist und zufriedener, als er jemals in seinem Reichthum war. Dir allein, nebst Gott, hat er es zu verdanken, daß er ein braver, achtungswerther Mann geworden ist."

„Ja, das ist er, Herr Lehrer, Gott sei tausend Dank! Und der Heiner auch; auch den hat das Unglück ganz umgewandelt, und er hilft mir treulich den Vater pflegen. Aber seit der Vater so gut gegen mich ist und sanft, und ich höre kein rauhes Wort mehr von ihm, seitdem macht es mir Sorge, ob es auch Recht war von mir, daß ich immer nur an mein eigenes Glück gedacht habe — denn das thue ich, indem ich dem Toni anhange —, und ob es nicht meine Pflicht wäre, mein eigenes Glück dem meines Vaters zu opfern? Ich glaube, ich soll es thun. Auf dem Grabe meiner Mutter habe ich den Vorsatz gefaßt, ich wolle es thun. Mein Herz wird nicht darüber brechen, ich glaube es wenigstens nicht, daß ein Herz so leicht brechen kann, wie die Leute sagen, und der Toni . . . . . der . . . . . der wird mir schon verzeihen müssen."

„Aber Madlein," tröstete der alte Lehrer, „es verlangt ja Niemand ein solches Opfer von Dir? Du quälst Dich ohne Ursache."

„Doch, doch Herr Lehrer," nickte die Madlein und hielt mit Mühe die Thränen zurück. „Hört nur. Vorgestern den ganzen Tag hat mich der Vater immer so beweglich angeschaut. Ich hab ihm angemerkt, daß er Etwas auf dem Herzen hat.

Ein paar Mal hat er angesetzt, und ich hab gemeint, er wolle mit mir reden, und auch der Heiner war nachdenklich, und die Beiden haben heimlich mit einander gesprochen. Nachts nun, vor dem Schlafengehen, hat mich der Vater bei der Hand genommen, und hat mir ganz zärtlich die Haare aus dem Gesichte gestrichen und hat zu mir gesagt: „Du bist ein braves Mädel, und Du bist mir ein Gottes-Segen geworden in meinem Unglück.“ Dann fragte er auf einmal: „Denkst Du immer noch an den Toni?“ Und wie mir da gleich das Wasser in die Augen geschossen ist, da hat er mich mitleidig angeschaut und hat gesagt: „Armes Kind, Du mußt ihn vergessen; denn er hat Dich auch vergessen. Der Toni kommt nimmer zu uns; er hat in Holland eine Frau genommen.“ Das ist mir in's Herz gefahren, wie ein Messerstich. Drauf aber war mir's, als ob der Toni vor mir stehe und als ob er mich anschaue mit seinen treuen Augen, und es kam wie eine freudige Gewißheit über mich, und ich sagte: „Vater das ist nicht wahr, das glaube ich nicht.“ Der Vater aber versicherte mich, doch, es sei so, er habe es von dem Seifen-Peter. Der Steuermann Steffe habe es gesagt im Adler, und er habe die Bauern die halbe Nacht mit Punsch traktirt; Alles dem Toni zu Ehren, der eine so gute Heirath gemacht habe. Auch hat der Seifen-Peter gesagt, sie hätten über mich gespottet, daß ich glaube, der Toni wäre so dumm und denke noch an mich. „Wahrhaftig,“ setzte mein Vater hinzu, „ich wollte es wäre nicht so, und der Toni wäre brav geblieben; ich hätte nicht mehr nein gesagt, wenn er um Dich geworben hätte. So aber mußt Du Dich drein schicken, meine arme Madlein.“ So hat der Vater zu mir gesprochen, und der Heiner hat es bestätigt, und da ist mir's in die Füße gekommen, der Kopf wurde mir schwindlig

und ich habe mich setzen müssen und habe bitterlich geweint; ich konnte nicht anders."

Die Madlein schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte laut.

„Armes Kind," tröstete der alte Feldner, sichtlich bewegt von der rührenden Erzählung. „Du quälest Dich umsonst; das ist eine Aufschneiderei von dem Seifen-Peter. Beruhige Dich, denn . . . ."

„O, ich glaube es nicht, Herr Lehrer, ich glaube es nicht," fiel die Madlein eifrig ein, „es hat mich nur einen Augenblick so gepackt. O, ich glaube es nicht, so lange ich an Gott glaube. Aber ich bin noch nicht fertig. Darauf hat der Vater mich trösten wollen und hat gesagt, ich solle mir jetzt den Toni aus dem Sinn schlagen, ich hätte schon genug ausgestanden um ihn, und er sei es nicht werth, daß ich mich so um ihn plage. Dann — und jetzt, Herr Lehrer, jetzt kommt mein Kummer —, dann hat er mir mitgetheilt, der junge Nordhaiden-Bauer sei bei ihm gewesen, und habe bei ihm um mich gefreit. Die Nordhaide sei ein so schönes Gut und der Bauer ein so braver Mann, und es wäre ein großes Glück, wenn ich „ja" sagen wollte. Er wolle mir aber nicht zureden und mich nicht drängen, ich solle mir's überlegen, ob ich's thun könne. Der Nordhaiden-Bauer wolle in drei Tagen Antwort haben. Drauf hat mich der Vater geküßt, was er in Jahren nicht gethan hat, und ist in seine Kammer gegangen." Die Madlein verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres alten Freundes und ließ ihren Thränen freien Lauf. „Jetzt, Herr Lehrer, jetzt ist es zu Ende. Ich kann den traurigen, wehmüthigen Blick nicht ertragen, mit dem der Vater mich anschaut,

ich kann nicht mehr anders. Morgen will ich dem Nordhaiden-Bauer das Jawort geben. Gott wird mir gnädig sein!“

„Noch ist's nicht zu Ende, Madlein, glaube mir,“ sagte der Schulmeister und aus seinen Augen leuchtete ein Strahl der Begeisterung. „Es ist Etwas in mir, wie eine Ahnung, daß Gott Deine Treue und Deinen Heldenmuth belohnen werde. Ich habe Ursache, dies zu glauben, und wenn ich recht berichtet bin — doch Du mußt nicht erschrecken, Madlein, und mußt ruhig sein —; denn, wenn ich recht berichtet bin, so ist Toni nicht mehr in Holland und soll bald hier in Bernbach eintreffen.“

Madlein erhob rasch ihren Kopf von der Schulter des alten Mannes und sah ihm erschrocken in's Gesicht. „Was sagt Ihr?“ rief sie, „Toni kommt hieher? Toni kommt? Wann? Wie? Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt mir mehr, sagt mir, was Ihr wisset! Das Herz will mir zerspringen!“

„Pscht!“ warnte der Schulmeister, und zog das Mädchen, das aufgesprungen war, wieder auf den Sitz zurück. „Pscht! Verhalte Dich ruhig, mein Kind; wir sind nicht allein; gleich sollst Du mehr hören.“

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen, und kaum waren die Kreuze und Steine des Kirchhofes mehr durch das unbestimmte Zwielicht zu erkennen.

Vom Eingange her ließen sich Stimmen vernehmen, und gegen den Abendhimmel grenzten sich die dunkeln Gestalten zweier Männer ab, die langsam über den Kirchhof schritten. An dem andern Ende des Kirchhofes blieben sie stehen, und durch die stille Abendluft klangen deutlich ihre Stimmen herüber in die Ohren des lauschenden Paares.

Eine junge, wohllautende Stimme sagte:

„Gehe jetzt, und lasse mich allein. Ich habe das Bedürfniß, allein zu sein. Ich will beten auf meiner Mutter Grab.“

„Ich will lieber bei Dir bleiben,“ antwortete eine rauhe Männerstimme, „Du bist so bewegt heute und so weichmüthig. Ich will Dich lieber nicht verlassen.“

Da sagte der Erste wieder: „Geh', ich bitte Dich. Ist's ein Wunder, wenn ich weichmüthig bin? Vor fünf Jahren habe ich auf diesem Grabe Abschied von ihr genommen, und morgen soll ich sie wiedersehen! Doch, das verstehst Du nicht; gehe jetzt. Und, hörst Du? Heute Abend noch gehst Du nach Tortau hinüber und bereitest sie vor. Das arme Kind könnte morgen einen Todtschrecken haben.“

„Gut, wie Du willst,“ sagte der Baß wieder. „Ich gehe. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Steffe.“

Die Männer trennten sich, der eine schritt wieder über den Kirchhof zurück, der andere hatte sich über ein Grab gebeugt, daß seine Gestalt kaum mehr in der Dunkelheit zu unterscheiden war.

Die Madlein hatte sich wieder auf die Rasenbank niedergesetzt, und als sie die unbestimmten Gestalten der beiden Männer über den Kirchhof schreiten sah, hatte ihr das Herz geklopft — sie konnte sich nicht erklären, warum —, und schaute den Männern mit angsterregten Blicken nach.

Als jetzt die Beiden mit einander sprachen und die wohllautende Stimme des Einen an ihr Ohr schlug, da preßte sie krampfhaft den Arm des Schulmeisters und flüsterte:

„Herr Lehrer! Um Gotteswillen! Habt Ihr gehört?“

„Ich bin ein wenig harthörig, Madlein, ich habe nichts verstanden. Was bewegt Dich denn so, mein Kind?"

Die Madlein hatte mit vorgebeugtem Haupte und mit verhaltenem Athem gelauscht — dann war sie mit einem leisen Schrei von der Bank herab auf den Rasen gesunken und hatte die Knie des alten Mannes umschlungen.

„Ei, Madlein, was ist Dir?" fragte dieser besorgt. „Deine Aufregung beunruhigt mich, sprich, mein Kind!"

Das Mädchen konnte nicht sprechen, sie deutete stumm nach der Stelle hin, wo der fremde Mann auf dem Grabe kniete, und ihr Körper bebte vor Aufregung.

„Komm, Madlein, komm," sagte der alte Mann und wollte sie sanft aufrichten, „wir wollen gehen. Du machst mich wirklich besorgt."

Die Madlein hatte jetzt Thränen gefunden, aber es waren Thränen, wie sie schon lange nicht mehr geweint, sie flossen über ein von Glückseligkeit strahlendes Gesicht. Mit den Thränen fand sie auch die Sprache wieder. „Herr Lehrer — dort — dort!" schluchzte sie. „O Gott, Du bist gnädig und barmherzig gewesen! Der Toni ist wieder da!"

„Was, der Toni? Ich glaube, Du träumest, Kind?"

„Nein, Gott sei Lob und Dank, ich träume nicht. Dort, dort! Auf seiner Mutter Grab! O kommt, o kommt!"

Die Madlein erhob sich und zog den erstaunten alten Mann mit sich fort.

Der Fremde war auf einem einfachen Grabe in tiefer Andacht hingesunken, seine Lippen bewegten sich im Gebete, und seine Augen waren feucht von mächtiger, innerer Erregung.

„O, Mutter!" flüsterte er, „segne Deinen Sohn! Er ist gekommen, um sich Deinen Segen zu holen!"

Da drangen Laute an sein Ohr, wie unterdrücktes Schluchzen. Erschrocken hob er den Kopf. „Wer ist da?" rief er mit bebender Stimme. Eben brach die volle Mondscheibe durch das Gewölke und beleuchtete die Gestalt eines jungen Mädchens, das auf der andern Seite des Grabes kniete und fromm die Hände gefaltet hatte. „Wer ist da?" rief der Fremde noch einmal, indem er aufsprang und die knieende Gestalt anstarrte.

„Ich bin's, die Madlein!" sagte das Mädchen und erhob ihr mit Thränen überströmtes Gesicht zu dem jungen Mann empor. „Gottlob, Toni, Du bist wieder gekommen!"

„Madlein!" schrie dieser und hob das Mädchen in seinen Armen empor und schaute ihr in das vom Monde beleuchtete Gesicht. „Madlein! Ja, Du bist's. Gelobt sei Gott, daß ich Dich wieder habe."

Der Schulmeister Feldner legte seine Hände segnend auf die Häupter der jungen Leute, die sich schluchzend in den Armen lagen.

„Gott segne Euch, meine Kinder, und lasse Euch glücklich werden. Ihr habt's verdient!"

---

## XVII.

In einem der unansehnlichsten Häuschen von Tortau — Tortau liegt eine halbe Stunde thaleinwärts von Bernbach — schritt am Morgen nach dem eben erzählten Ereignisse (es war ein Sonntagmorgen) der alte Grether in seiner Wohnstube unruhig auf und ab. Die Stube zeigte auf den ersten Anblick, daß hier ein armer Mann wohne. Die Einrichtung

war von der einfachsten Art. Aber die Armuth dieser Stube war so nett und gemüthlich, der tannene Tisch so weiß, die wenigen Stühle und die Ofenbank so glänzend gebohnt, und die Blumenstöcke vor den kleinen Fenstern so sorgfältig gepflegt, daß es Einem ganz heimlich wurde in dieser erhabenen Dürftigkeit, die es verstanden hatte, sich vor dem Schmutze des Elendes zu bewahren.

Das Alles war ein Werk der Madlein, und dieses reinliche Stübchen allein schon mußte einen Maßstab abgeben für den Werth des Mädchens, dem auch die drückendste Noth das Bewußtsein ihrer Menschenwürde nicht rauben konnte. Das Unglück der letzten Jahre hatte den alten Grether scharf gezeichnet; und seine grauen Haare und seine gefurchte Stirn erzählten von den Kämpfen seiner Seele, bis er dahin gekommen, sich zu beugen und sein stolzes Herz zur Demuth zu zwingen. Doch war er immer noch ein stattlicher Mann in seinem Sonntagsstaate — es gehörte dieser zu dem Wenigen, was er aus dem Schiffbruche seines Reichthums gerettet —, und wenn man ihn so in der Stube auf- und abschreiten sah, konnte man es fast nicht glauben, daß er derselbe Mann sei, der Tags zuvor die Schafheerde von Tortau auf die Weide getrieben habe.

Der Grether war aufgeregt und unruhig, sein Blick flog von der alten Wanduhr nach dem geöffneten Fenster. „Er kommt immer noch nicht,“ murmelte er. „Diese Ungewißheit halte ich nicht aus.“

Jetzt flog ein Lächeln über sein Gesicht, denn durch das geöffnete Fenster drang eine frische helle Stimme, die ein Morgenliedchen sang.

„Die Madlein singt,“ schmunzelte er und unterbrach

seinen Spaziergang, um zu horchen. „Das hat sie in Jahren nicht gethan, das ist ein gutes Zeichen. — Was sie nur haben mag? Sie thut den ganzen Morgen so geheimnißvoll und sieht so glückselig aus; hat schon in aller Frühe mit dem Heiner zusammengesteckt, und der ist fortgerannt, als ob der Kopf ihm brenne. Ich glaube gar, die Racker haben eine Verschwörung gegen ihren Vater? Ja, ja, es ist schon so. Der Nordhaide-Bauer hat's ihr angethan, und sie wollen mich überraschen! Wir werden Alle noch glücklich sein. Muß doch 'mal schauen, was sie treibt," unterbrach jetzt der Grether seine tröstlichen Betrachtungen und schaute verstohlen zwischen den Levkojenstöcken hindurch in den kleinen Garten hinaus. „Das Wettermädel! Was sie hübsch aussieht; ihr ganzes Gesicht ist ein Lachen. — He, Madlein!"

„Vater," antwortete draußen Madleins helle Stimme. „Habt Ihr gerufen?"

„Was treibst Du denn, Kind?"

„Ich habe einen Strauß gebunden."

„Einen Strauß? Zu was, und für wenn denn, Du Schelm?" fragte der Alte, und ein glückliches Lachen verschönerte sein Gesicht.

„Für wen? Ei, für Euch," antwortete es draußen. „Ihr werdet doch einen Strauß tragen am Verlobungstage Eurer Tochter? Da habt Ihr ihn!"

Der Madlein freudestrahlendes Gesicht erschien unter dem Fenster, und ihrem Vater zulächelnd, reichte sie ihm einen mächtigen Strauß in's Zimmer.

„Mädel, vergelt Dir's Gott! wie Du Deinen alten Vater glücklich machst! Also willst Du „Ja" sagen? willst Du, Madlein?"

„Freilich will ich, Vater; warum sollte ich denn nicht wollen?“

„Juchhe!“ rief der Alte und machte einen Freudensprung. „Jetzt ist Alles gut! Ich bin außer mir vor Freude. Wenn jetzt nur der Nordhaide-Bauer käme. Und wo steckt denn der Heiner?“

„Der Nordhaide-Bauer? Ei, der kommt gar nicht,“ sagte die Madlein mit schelmischem Lächeln.

„Wa . . . was?“ fragte der Vater mit ungläubigem Gesichte. „Der Haide-Bauer kommt gar nicht? Ei, ich glaube Du faselst? Willst Du denn . . . . .“

„Nein, Vater, er kommt nicht. Der Heiner ist schon in aller Frühe zu ihm gelaufen und hat ihm gesagt, er solle nur daheim bleiben; denn ich wolle ihn nicht und ich hätte einen andern Bräutigam.“

„Horch, Mädel, mache mir den Kopf nicht warm. Ich glaube gar, Du willst Deinen Vater . . . . .“

„Sie kommen, sie kommen!“ rief das Mädchen, und nach einem letzten glückstrahlenden Blicke auf ihren Vater flog sie von dem Fenster weg der Straße zu. Dieser aber schaute, den mächtigen Blumenstrauß in der Hand, seiner Tochter mit großer Verblüffung nach.

„Ich glaube, das Mädel ist toll! Ich bin doch neugierig, was das geben soll,“ murmelte der Alte und beugte sich erwartungsvoll über die Fensterbrüstung hinaus. Das Schauspiel aber, das hier vor seinen leiblichen Augen aufgeführt wurde, war keineswegs geeignet, ihm das Räthsel zu lösen und setzte ihn vollends in das maßloseste Erstaunen.

Von der Straße her hörte man Rädergerassel und Peitschenknall, und um die Ecke des Schulhauses bog im scharfen Trott

ein stattliches Fuhrwerk, mit zwei prachtvollen Rossen bespannt. Auf dem Bocke saß — der alte Grether traute seinen Augen kaum — sein eigener Sohn Heiner im Sonntagswams, den Hut mit Blumen und Bändern geziert, und schwang jauchzend die Peitsche.

In dem Fuhrwerke selbst saßen zwei Männer. Den einen davon kannte der alte Grether; wahrhaftig, es war der Holländer-Maier. Den andern . . . . nein, den kannte er nicht; es war ein junger, schöner Mann. Beide aber waren im höchsten Staate, und hatte jeder einen Blumenstrauß im Knopfloche.

Das Fuhrwerk kam in vollem Jagen auf sein Häuschen zu. „Oha!" rief der Heiner, zog die Zügel an und hielt just vor Grethers Gartenthüre. Der alte Grether griff mit den Händen nach seinem Kopfe; er glaubte zu träumen. Jetzt sah er, wie der junge Mann aus dem Fuhrwerk auf den Boden sprang, gerade in die Arme der Madlein hinein, die bebend in freudiger Aufregung vor dem Garten stand, und wie der junge Mann die Madlein in seinen Armen emporhob und sie an seine Brust preßte.

Jetzt kletterte auch der Holländer-Maier von seinem Sitze herunter, winkte grüßend nach dem Fenster, und die ganze Gesellschaft eilte in das Häuschen.

Dem alten Grether fuhr es wie eine Ahnung durch den Kopf. Bleich und mit klopfendem Herzen stand er mitten in der Stube, als die Madlein, Allen voraus, sich freudetrunken in seine Arme stürzte.

„Vater, lieber Vater!" rief sie und deutete auf den jungen Mann, der Arm in Arm mit dem Heiner unter der Thüre stehen blieb. „Kennt Ihr ihn denn nicht mehr?"

„Toni!“ murmelte der Vater und schaute starr nach der Thüre.

„Vater Grether!“ rief dieser und that einen Schritt vorwärts. „Ihr sehet, der Heiner und ich, wir sind versöhnt, wir sind jetzt Brüder. Könnt auch Ihr mir das Herzeleid verzeihen, das ich Euch unverschuldet angethan?“

„Toni! So bist Du also wieder gekommen?“ rief der alte Grether mit bewegter Stimme. „Jetzt verstehe ich Alles. Komm an mein Herz, Du braver Bursche, und sei mir willkommen!“ und er öffnete die Arme und schloß den Toni an seine Brust.

„Brav, brav, alter Freund!“ rief der Holzhändler, der seine Rührung mit etwelchen Nasenreibungen niedergekämpft hatte. „Bravo, jetzt seid Ihr, wie ich Euch haben wollte! Vergeben und Vergessen ist die Rache eines braven Herzens! Und jetzt zu unserm Geschäfte.“

Grether richtete sich aus den Armen Toni's empor und reichte dem Holzhändler die Hand.

„Ich verstehe Euch, Maier. Euer Wunsch ist Euch zum Voraus gewährt.“

„Also sind sie ein Paar?“ jubelte der Holzhändler.

„In Gottes Namen,“ sagte der alte Grether mit großer Rührung und legte die Hände der jungen Leute in einander. „Sie haben einander verdienen müssen.“

Madlein weinte an der Brust Toni's in stiller Seligkeit.

„In vier Wochen ist Hochzeit!“ rief der ehrliche Holzhändler, der in der Freudigkeit seines Herzens ganz aus seiner Rolle gefallen war und gar nicht fertig werden wollte mit Umarmungen und Händeschütteln. „Die Madlein steure ich aus, und meinem Pflegesohn, dem Toni, schenke ich sein väter-

liches Haus; ich hab's ihm ein wenig herausputzen lassen. Sie müssen halt schauen, wie sie sich durchschlagen, die jungen Leute," setzte er hinzu und lächelte geheimnißvoll. „Große Sprünge dürfen sie keine machen. Aber es geschieht dem Toni schon Recht, warum ist er ein solcher Trotzkopf; er hätte es besser haben können. Doch er hat's nicht anders gewollt, und jetzt soll er's haben."

Eben schlug die alte Schwarzwälder Uhr neun, und die Kirchenglocken läuteten zusammen in feierlichem Akkorde.

„Jetzt, Kinder, lasset uns in die Kirche gehen," sagte der alte Grether und nahm den Hut vom Nagel und das Gebetbuch vom Schafte, „und lasset uns Gott danken, der sich uns Allen so gnädig erwiesen."

Dankbarere Gebete sind nicht zum Himmel gestiegen, als an diesem Sonntage in der kleinen Kirche zu Tortau aus den Herzen Madleins und Toni's, und unaufmerksamere Zuhörer hat der Pfarrer noch nie gehabt, als an diesem Sonntage die Tortauer Bauern waren. Denn wie der Blitz hatte sich das Gerücht in der Gemeinde verbreitet, des Haldenbauers Toni aus Bernbach sei aus Holland wieder zurückgekommen, mit ganzen Kisten voll Geld, und habe um des armen Schäfer Grethers Madlein gefreit. Und als nun der Toni mit seiner Madlein in die Kirche trat, und der reiche Holländer-Maier zwischen dem armen Schäfer Grether und seinem Heiner, und so ganz vertraulich mit Beiden, da war's kein Zweifel mehr, es hatte seine Richtigkeit mit der Heirath und mit den Geldkisten, und mit der Andacht war's vorbei. Der Herr Pfarrer predigte heute nur tauben Ohren.

# XVIII.

Das waren vier stürmische Wochen für Tortau und Bernbach, diese vier Wochen vor der Hochzeit des Toni und der Madlein. „Toni und Madlein,“ war die Unterhaltung in den Wirthshäusern, in den Spinnstuben, an den Brunnen — ja an denen ganz besonders —, auf Feld, Wiese und Wald; und wo Zwei zusammenstanden, konnte man sicher sein, daß „Toni und Madlein“ der Gegenstand ihres Gespräches waren.

Halb Tortau war beständig in Bernbach, und halb Bernbach in Tortau auf Kundschaft, ob der Toni sich eine holländische Musterwirthschaft einrichte, ob die Madlein hochmüthig geworden sei, ob der alte Grether sich ein Gut kaufen werde, wie viel Geld denn der Toni eigentlich habe und dergleichen mehr. Aber die Resultate dieser Nachforschungen waren keineswegs befriedigend und vermehrten nur noch die Aufregung. Denn, daß der Toni mit seinem vielem Gelde (daß er viel Geld habe, war Niemand mehr so einfältig zu bezweifeln, nur schwankten die Angaben noch um ein Weniges, so zwischen 20,000 Gulden und einer Million) — daß er mit diesem vielen Gelde, in seinem kleinen Häuschen wohnen und, wenn das Häuschen auch noch so nett hergerichtet worden sei, mit der Madlein dort hausen wolle, das konnten die Leute gar nicht begreifen.

Ganz unfaßlich war es ihnen, daß der alte Grether gar nicht anfangen wolle hoffärthig zu werden, wie zuvor, sondern nach wie vor seine Schafe hinaustrieb, nicht als ob er einen Millionair zum Schwiegersohn bekäme. Auch der Heiner ging

nach wie vor in's Taglöhnen und that nicht dergleichen, als ob es jemals anders werden sollte. Die Madlein allein hatte sich verändert. Das war nicht mehr die bleiche, stille Madlein, wie man sie, seitdem ihr Vater nach Tortau gezogen war, nicht anders gekannt hatte. Ihre Wangen blühten, und ihre Augen glänzten wieder, und wenn man an ihrem Häuschen vorüberging, da sah man sie durch das geöffnete Fenster hinter den Levkojenstöcken sitzen, wie sie eifrig an ihrer Aussteuer nähte, und hörte ihre helle Stimme ein glückliches Liedchen singen. Abends sah man sie mit Toni durch Felder und Wiesen streifen — der Toni schien ihr gar so Vieles zu erzählen zu haben —, und einigemal auch wurde sie mit Toni in Bernbach gesehen.

Den Seifen-Peter brachten alle diese Räthsel beinahe um den Verstand. Alle Welt wollte alles Mögliche von ihm wissen, und er, vor dem es bisher keine Geheimnisse gab, er wußte nichts.

Sein ganzer Ruf stand auf dem Spiele; er machte die gewaltigsten Anstrengungen, um hinter das Geheimniß zu kommen, aber Alles vergeblich. Auf die Gefahr hin, zum zweiten Male hinaus geworfen zu werden, drängte er sich an den Steuermann Steffe und versicherte ihn seiner aufrichtigen Reue und seiner innigsten Freundschaft, doch vergebens; der Steffe warf ihn zwar nicht hinaus und verzieh ihm, und er durfte sogar ein Glas Punsch mit ihm trinken; aber als er ihm eben die Würmer aus der Nase ziehen wollte, lachte ihm der Steffe in's Gesicht. Der Bürgermeister und der Rathschreiber, die wußten offenbar etwas Näheres von der Geschichte; denn der Holländer-Maier kam fast täglich herüber gefahren, und die Drei hatten geheimnißvolle Verhandlungen

miteinander. Aber wenn der Seifen-Peter beim Rasiren auch noch so sehr auf den Busch klopfte, es sprang kein Haase heraus. Der Bürgermeister lächelte nur pfiffig und geheimnißvoll, und der Rathschreiber hatte einmal so ein Wenig etwas merken lassen und hatte gesagt: „Peter, ich darf Nichts verrathen; aber so viel will ich Euch sagen, es werden Dinge geschehen, — Dinge . . . . . Na, ich sage Nichts weiter; Ihr werdet's selber erleben."

Es fraß dem Peter am Herzen, und er magerte sichtlich ab. Die Aufregung machte ihm die Hand zittern, und beim Rasiren vergoß er manchen Tropfen Bauernblut, und so vielen Zunder hatte er in Jahren nicht gebraucht, wie in diesen vier Wochen vor des Toni's und der Madlein Hochzeit.

Toni und Madlein, unbekümmert um die Aufregung, die sie veranlaßten, waren glücklich. Toni war jeden Tag in Tortau, und wenn er seiner Madlein gegenüber saß, und schaute ihr in die treuen Augen und erzählte ihr von seinen Erlebnissen in Holland, von seinen Prüfungen und von seiner Liebe, und wie es nicht so schwer sei, über Versuchungen hinweg zu kommen, wenn man eine treue Liebe im Herzen habe, da ließ die Madlein die Nadel ruhen und hörte dem Toni mit einem Gesichte zu, über welches das Morgenroth der höchsten Glückseligkeit ausgegossen war. Sie selber sprach nicht viel, denn es konnte nichts Glücklicheres geben, als ihm zuzuhören; nur mit einem Ausrufe der Freude oder des Erstaunens unterbrach sie ihn dann und wann; oder sie konnte ihm die Haare aus der Stirne streichen, daß sie die Brandnarbe sah, und konnte sagen: „Es ist das Schönste an Dir; decke sie doch nicht zu."

Nur einen Kummer hatte sie. Toni war seinem Pflege-

vater aus tiefstem Herzen dankbar; dieser hatte ihn mit Wohlthaten überhäuft; er wußte gar nicht, wie er es verdient habe. Er hatte ihm sein väterliches Häuschen so nett und heimlich eingerichtet; es war der Himmel, mit der Madlein drinn zu wohnen, und hatte ihm ein kleines Kapital auf die Hand gegeben, um die Wirthschaft damit anzufangen; aber er hatte sich geweigert bei der Hochzeit zu sein.

„Ich habe Dir Deinen Willen gelassen," hatte er gesagt, „und Du bist Deinem eigenen Kopfe gefolgt; jetzt will ich aber auch meinen Willen haben, und meinem Kopfe folgen. Im Uebrigen aber wollen wir gute Freunde bleiben, auch wenn ich nicht zur Hochzeit komme."

Das war der eine Kummer und in diesem Punkte konnte Anton seinen Pflegevater gar nicht verstehen; er hatte ja nur seine Pflicht gethan, und es blieb ihm ein unlösbares Räthsel, daß der sonst so ehrenhafte Mann ihm deshalb zürnen könne. Aber noch einen Kummer hatte das junge Paar, und dieser ging namentlich der Madlein nahe an's Herz. Der alte Grether hatte steif und fest erklärt, er werde nicht zu seinen Kindern ziehen. Das Häuschen sei viel zu klein für sie Alle, und er wolle den jungen Leuten den Platz nicht versperren. Er selber sei auch noch nicht alt genug zum Faulenzen und wolle in Tortau bleiben als Schäfer nach wie vor.

Das machte dem Toni und der Madlein aufrichtige Sorge. Sie hätten den Vater gerne bei sich gehabt; es war ihnen gerade, als hätten sie ihm ein Unrecht abzubitten und müßtens ihm mit Liebe vergelten.

Aber da war nichts zu machen; der alte Grether hatte seinen Kopf, und dabei blieb's.

Endlich war der ersehnte Sonntag gekommen. Es war ein herrlicher Morgen, und halb Bernbach war nach Tortau geströmt, um der Trauungs-Ceremonie beizuwohnen, und das Kirchlein war viel zu klein, um die Menge zu fassen.

Auf dem kleinen Kirchhofe standen die Leute Kopf an Kopf und harrten des Augenblicks, wo die Kirchthüre sich öffnen und das junge Paar heraustreten würde.

Auf der Straße längs der Kirchhofmauer war eine wahre Wagenburg aufgestellt; junge Bursche mit Sträußen und fliegenden Bändern auf den Hüten tummelten ihre Rosse und eine Musikbande probirte ihre Instrumenten. Es war das Ehrengeleite, das die Bernbacher herausgeschickt hatten, um das junge Paar abzuholen.

Die Bäume ringsum waren mit der Schuljugend Bernbachs und Tortaus besetzt. In allen Aesten bis zu den Wipfeln hinauf saßen die kleinen Wagehälse und belustigten sich einstweilen damit, daß die Bernbacher die Tortauer mit unreifen Aepfeln und die Tortauer die Bernbacher mit unreifen Birnen bombardirten und so den Krieg, der schon seit undenklichen Zeiten zwischen den Schulen Bernbachs und Tortaus auf festem Lande mit Schneeballen, Kartoffelknollen oder sonstigen Wurfgeschossen, wie sie gerade die Jahreszeit lieferte, geführt wurde, auch in den Lüften fortsetzten.

Eben hatten die Tortauer ihre letzte Munition verschossen und dadurch ihrem Schulmeister, während er drinnen die Orgel spielte, in liebevoller Fürsorge die Mühe erspart, die Kirchhofbäume ernten zu müssen, und eben schickten sich die Bernbacher an, ihre wehrlosen Feinde mit einem wahren Hagel von Geschützen zu überschütten, da wurden plötzlich die Feindseligkeiten eingestellt; denn von der Kirche her braußte die Orgel in allen

Registern, und der bekannte Schlußtriller des Schulmeisters verkündete die Beendigung der Ceremonie.

Die Kirchenthüre wurde aufgerissen, und der Seifen-Peter stürzte heraus und brüllte mit Stentorstimme:

„Den Brautwagen vor!"

Doch das war nicht der Seifen-Peter, nein, diese Beleidigung durfte man ihm heute nicht anthun. Heute war er gewiß und wahrhaftig der Herr Doktor Peter, und wenn je ein fast noch neuer blauer Frack mit stehendem Kragen — er hatte ihn aus dem Nachlasse des verstorbenen Amtsphysikus erstanden —, ein Paar steife Vatermörder und ein Stock von Eschenholz, der sehr kunstreich als Meerrohr angestrichen und mit einem messingenen goldenen Knopfe verziert war, wenn je all' diese Herrlichkeiten zur Führung des Doktor-Titels berechtigten, so war der Seifen-Peter heute ein Doktor, so gut wie irgend einer dieser Herren Kirchhof-Lieferanten. Man sieht, der Doktor Peter hatte es verstanden, sich wieder vollkommen in die Gunst der herrschenden Partei festzusetzen. Er war von dem Holländer-Maier sogar für den heutigen Tag zum Ceremonienmeister ernannt worden und, was ihn ganz besonders glücklich machte, er war endlich hinter das Geheimniß gekommen, hinter das Geheimniß, das ihm schon so viele Sorgen gemacht; und welche Entdeckung hatte er gemacht! schon der Gedanke daran hatte seine Beine in vollständiges Gummi-Elastikum verwandelt, und er schwebte immer halb in den Lüften.

„Den Brautwagen vor! Platz da, Ihr Leute!" schrie er und machte vergebliche Anstrengungen, mittelst seines Meerrohres eine Gasse durch die Menge zu bohren, die sich Kopf an Kopf nach der Kirchenthüre drängte.

Doch als jetzt das Brautpaar unter der Thüre erschien, sie so lieblich und glückselig, trotz ihrer verweinten Augen, er so stattlich und mannhaft an ihrer Seite, das Auge vor Freude strahlend und ein siegreiches Lächeln auf den Lippen; da wich die Menge zurück und gab Raum für das Paar, das nach allen Seiten freundlich grüßend den Kirchhof durchschritt. Hinter dem jungen Paare kam der Schäfer Grether und der Bürgermeister von Bernbach, dann der Steuermann Steffe mit dem Heiner, der Adlerwirth mit dem Schäfer Barthel, und so folgend die ganze Reihe unserer Bekannten, und Alles drängte sich den Wagen zu, wo bald eine Verwirrung herrschte, wie man sie für eine so festliche Veranlassung sich nicht schöner wünschen konnte.

Der alte Grether war ernst und in sich gekehrt. Es war so mancher Gedanke durch seine Seele gezogen in der letzten Stunde; das Leben seiner letzten fünf Jahre war an seinem innern Auge vorübergegangen, und er fühlte tief, daß Gott eine unverdiente Gnade an ihm geübt, da er ihn noch so glücklich werden ließ. Wo das Unglück den Boden des Herzens bearbeitet und mürbe gemacht hat, da mag eine gute Saat gedeihen; bei ihm war sie gediehen, und er war dankbarer und demüthiger in seinem wieder aufleuchtenden Glücke, als er es je in seinem Leben gewesen.

„Aber Freund Bürgermeister," sagte er zu seinem Nachbar, als sein erstauntes Auge dies Menschengewühl, die Menge von Wagen und Pferden, die Musikanten und den ganzen Hochzeit-Apparat erblickte. „Aber Freund Bürgermeister, was fällt Euch Bernbacher ein, ein solches Aufsehen zu machen? Ich glaube, Ihr habt vergessen, daß die Madlein nicht mehr die Tochter des reichen Hofbauern Grether, sondern die Tochter

des armen Schäfer Grether ist. Das kommt mir fast vor wie sträflicher Hochmuth, und das hättet Ihr nicht thun sollen."

Der Bürgermeister sagte Nichts; er lachte nur leise vor sich hin, und drängte den Grether nach den Wagen zu, vorher noch einen Blick des Einverständnisses mit dem Heiner wechselnd, der dicht hinter ihm ging. Der Brautwagen war vorgefahren, ein großer Leiterwagen mit Strohsitzen, mit Blumen und Kränzen bedeckt und behangen, und mit vier stattlichen Schimmeln bespannt, an deren Geschirr manche Elle Band flatterte. Das Brautpaar und der Brautvater mit ihrer nächsten Umgebung hatten darauf Platz genommen, und der ganze Zug von Wagen und Reitern fing eben an, sich zu entwirren und zu ordnen, da schien der Bräutigam zum ersten Male den Spektakel um sich her zu bemerken. „Sieh', Madlein, welche Ehre sie uns anthun. Es ist fast zu viel; ich wollte lieber, es wäre stiller um uns her, und mein Pflegvater wäre bei uns und .... meine arme Mutter. O, daß sie diese Freude hätte erleben dürfen! doch wir müssen ihnen danken Madlein," und seine junge Frau sanft umfassend erhob er sich mit ihr, schwenkte seinen Hut und rief: „Dank, dank, Ihr Freunde und Mitbürger, wir werden Euch Eure Freundlichkeit nie vergessen, wir wollen ....."

Der Rest seiner Rede ging verloren in dem Schmettern der Trompeten, in dem Gekreische der Klarinetten und in dem „Halloh" der Menge, und der ganze Zug setzte sich, den Musikanten-Wagen an der Spitze, und von den Reitern umschwärmt, gegen Bernbach zu in Bewegung. Anton schwenkte grüßend die Hand, und die Madlein barg weinend ihr Gesicht an der Brust ihres Mannes.

Mit dem Zuge ging es indeß nicht so rasch vorwärts;

schon nach den ersten fünfzig Schritten mußte er Halt machen; denn die Schuljugend hatte den Weg mit farbigen Bändern gesperrt und verlangte schreiend und lachend das Wegegeld.

Der Doktor Peter, der stolz auf dem Musikanten-Wagen saß, griff gravitätisch in die Tasche seines blauen Frackes, und, als hätte er in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan, als Geld zum Fenster hinaus geworfen, so warf er eine Handvoll Kupfermünze unter das kleine Volk, das schreiend und lachend über einander purzelte, und sich auf Tod und Leben um die Kreuzer schlug, so daß der Zug ungehindert passiren konnte, bis an der nächsten Barriere das nämliche Schauspiel sich wiederholte.

Nachdem so der Durchgang sechsmal erkauft werden mußte, war das letzte Hinderniß überwunden, und fort ging's in gestrecktem Trabe Bernbach zu.

Als der Kirchthurm Bernbachs sichtbar wurde, drückte Anton die Hand der Madlein, und als das rothe Ziegeldach seines väterlichen Hauses durch die Aepfelbäume schimmerte, zog er seine junge Frau näher an sich und blickte ihr lächelnd in die Augen. „Jetzt, Madlein, führe ich Dich heim in unser kleines Häuschen. O, wenn doch mein Mütterchen auf der Stiege stände, und rief uns ein „Willkomm" zu."

Jetzt war der Zug ganz nahe an dem Häuschen; doch machte er keine Anstalt, seine Eile zu mäßigen, im Gegentheile, der Heiner, der den Brautwagen führte, schwang die Geißel und hieb in die Pferde, daß sie wie im Sturme an dem Häuschen vorüberflogen.

Dieses lag still und einsam, mit geschlossenen Läden, und sah gar nicht darnach aus, als ob es dazu bestimmt sei, ein junges Ehepaar in sich aufzunehmen.

„Heiner, Heiner!“ rief Anton, und sprang von seinem Sitze auf. „Wohin fährst Du? Du fährst ja vorüber?“

Der Heiner wendete halb den Kopf und lächelte; aber er war bleich und aufgeregt, und zu immer größerer Eile trieb er die dampfenden Rosse an.

„Was ist das? Was soll das bedeuten?“ fragte der alte Grether erstaunt seinen Nachbarn, den Bürgermeister.

„Ich weiß nicht, wo der verrückte Kerl, der Seifen-Peter, uns hinführt,“ antwortete dieser lachend. „Es wird eine Ueberraschung sein vom Holländer-Maier, und am Ende geht's gar in den Adler zu einem Hochzeitsschmause.“

„Ja, ja, 's wird schon so sein; denn der Adlerwirth macht schon den ganzen Morgen ein so profitliches Gesicht. Ihr möget Recht haben, Bürgermeister,“ brummte der Grether. „Mir aber ist's nicht Recht. Es paßt sich schlecht für mich, ein solches Aufsehen zu machen hier in Bernbach.“

Aber auch an dem Adler rasselte der Zug vorüber, und an dem Rathhause vorbei, und durch das ganze Dorf entlang, das heute wie ausgestorben schien; denn keine Seele ließ sich auf der Gasse oder an dem Fenster sehen. Als jetzt der Zug das Dorf im Rücken hatte und der Musikanten-Wagen von der Straße abbog in einen Seitenweg, und Roß und Wagen hintendrein, da wurde der alte Grether blaß, und seine Hand zitterte, als er die des Bürgermeisters faßte. „Was soll das heißen? Herr Gott im Himmel, das geht ja nach dem Hofgute? Das ist nicht Recht, nein, das hätte man nicht thun sollen! Will man mir denn das Herz brechen, am heutigen Tage? Das ist ein schlechter Spaß!“

Zwei Minuten später hielten die dampfenden Rosse in

dem geräumigen Hofe des Hofgutes, das einst dem Grether gehört hatte. Der Hof war angefüllt mit Menschen. Von allen Dächern wehten Fahnen; die Fenster waren geziert mit Blumen und Blumengewinden, und über der Hausthüre prankte in großen, aus Blumen gebildeten Buchstaben die Inschrift:

„Lohn der Treue!"




Auf der Freitreppe des Hauses standen der Holländer=Maier, seine Frau, die schöne Holländerin, und der Schulmeister

Feldner, alle mit vor Glück und Freude strahlenden Gesichtern. Jetzt schwenkte der Holländer-Maier den Hut, und rief:

„Unser neuer Hofbauer, Anton Gruber, lebe hoch!“

„Hoch, hoch!“ brüllte die Menge.

„Und seine Hofbäuerin, die Madlein Gruber, hoch!“

„Hurrah Hoch, und abermals Hoch!“ schrie Alles durcheinander, und die Bauern warfen die Mützen in die Höhe.

Anton war, seinen Arm um die Madlein geschlungen, aufgestanden, und starrte wie ein Träumender in das Gewühl um ihn her. Er griff sich an die Stirne, er war wie von einem Zauber befangen, er konnte es nicht fassen, was jetzt wie ein Funke der Wahrheit durch sein Gehirn blitzte.

Hundert Hände regten sich und hoben das junge Paar von dem Wagen; aber erst in den Armen Maiers und seiner hübschen Frau kamen die jungen Leute wieder zu sich, und die Madlein, die jetzt Alles begriff, schlang weinend ihre Arme um den Hals der Holländerin.

„Welkom, welkom!“ rief diese, und schloß die junge Frau zärtlich an ihre Brust und küßte sie auf Stirn und Augen. „Van harte welkom! (Von Herzen willkommen!) Wir wollen Freunde sein, recht gute Freunde. Niet waar, wy willen? (Nicht wahr, wir wollen?)“

„Vater,“ rief Anton, und richtete sich aus den Armen Maiers auf, „erkläre mir, ich begreife nicht, sprecht, oder ich verliere den Verstand!“

„Ho, ho! mein Junge,“ lachte der Holzhändler, „das darfst Du nicht, den Verstand darfst Du nicht verlieren, denn ein Hofbauer ohne Verstand ist ein übel Ding. Na, stiere mich nur nicht so an, als wolltest Du mich fressen. Du hast mich in einem falschen Verdacht; mich geht die ganze Ge-

schichte nichts an; denn Du weißt, ich habe Dir die Freundschaft aufgekündigt, ich will nichts mehr von Dir wissen, und wir sind geschiedene Leute!" und dabei packte er den Anton beim Kopf und gab ihm jedesmal zwischen hinein einen schallenden Kuß. „Die ganze Narrheit da hat der van der Vieden angerichtet, und ich war nur der Handlanger. Meinst denn Du, dummer Junge, man holt in Holland die Mädel so um nichts und wieder nichts aus dem Feuer und schlägt dann eine Million aus, als wären es Haselnüsse? Und," setzte er hinzu, und zog die erröthende Madlein in seine Arme und küßte sie auf die Stirn, „und alles Das nur wegen einem Paar brauner Augen, an denen ich gar nichts so besonderes finde? Darum hat der van der Vieden den Narren an Dir gefressen, und das Gut hier gekauft, mit Allem, was drum und dran hängt, und laut dieser Urkunde" — er hob triumphirend ein Papier in die Höhe — „schenkt er Dir den Hof als Hochzeitsgabe, und es ist Dein unbestrittenes und unbelastetes Eigenthum. Und jetzt, Ihr Freunde, im Namen des neuen Hofbauern, lade ich Euch zum Hochzeitsschmause!" und zu der Madlein sich herab beugend flüsterte er ihr in das Ohr: „Ich habe im Grasgarten decken lassen, neben dem Birkenbäumchen, wißt Ihr, wo Ihr mir den famosen Korb gegeben habt."

„Kommt, Freund Grether," rief er dem alten Grether zu, der, seinen grauen Kopf auf die Schulter seines Sohnes Heiner gelehnt, sprachlos und mit überströmenden Augen sein Herz bald brechen fühlte unter der Last dieses plötzlichen und unerhörten Glückes. „Kommt, Freund Grether," rief der Holzhändler herzlich und schlang seinen Arm um die Schulter des Mannes, „die Sonne scheint wieder, und wenn Ihr denn

mit Teufels Gewalt ein Schäfer bleiben wollt, so müßt Ihr halt jetzt Eure eigenen Schafe hüten."

Damit schließt unsere Geschichte.

---

Wir könnten zwar, nach Clauren'scher Manier, noch ausführlich das Glück der Liebenden schildern, wir könnten insbesondere dem geneigten Leser den Mund wässern machen durch Beschreibung des Hochzeitschmauses, mit allen seinen guten „Sachen und Sächelchen," und seinen „goldfunkelnden Weinen," nur von den beliebten Clauren'schen „brüßelnden Schaumweinen," könnten wir nichts sagen, denn es wurde nur Land'skraft getrunken.

Wir könnten ferner berichten über einen Trinkspruch, den der alte Lehrer Feldner ausgebracht, und könnten salbungsvolle Betrachtungen daran knüpfen; wir könnten erzählen von den Aufschneidereien des Seifen-Peters, der heute ganz aus dem Häusle war, und von den Prophezeiungen des Schäfer Barthel, der ganz aus seiner Rolle als Unglücksprophet herausgefallen war, und die ungeheuerlichsten Glücksfälle weissagte. Wir könnten endlich ein Inventarium aufstellen von den Ochsen, Kühen und Schafen, welche die Ställe, von den Vorräthen, welche Speicher, Scheunen, Keller, Kisten und Kasten füllten, und etwas Näheres berichten über ein erkleckliches Häufchen holländischer Dukaten, das in einem Schiebfache eines altväterischen Schreibtisches, der früher dem

alten Grether gehört hatte, blinkte. Alles das könnten wir thun, allein — wir wollen doch lieber nicht, denn wir sind eitel genug, zu glauben, . . . . Doch nein, Herr Clauren ist begraben und — „de mortuis nil nisi bene," — wenn's auch bei manchen Todten ein schweres Stück Arbeit ist.

Wir überlassen daher den Schluß dieser Geschichte mit allen seinen hübschen „Sachen und Sächelchen" der Phantasie der geneigten Leser, und sollte Einer oder der Andere sich bis hierher durchgearbeitet, und noch so viel Geduld übrig behalten haben, um sich noch ein bischen um die weitern Schicksale der Personen dieser Erzählung zu interessiren, der möge seine Geduld noch ein Wenig weiter erproben, und den folgenden Nachtrag lesen.

# Nachschrift.

## Noch einmal fünf Jahre später.

---

### XIX.



Es mögen jetzt sechs Jahre her sein, da machte ich auf einer Geschäftsreise nach England einen längern Aufenhalt in Rotterdam.

Ich hatte dort ein allerliebstes kleines Gasthaus entdeckt — es hieß die Herberge „zur Fregatte"—, wo ich mich nach dem Lärm und der Aufregung des Tages ganz wohl und behaglich fühlte, und allabendlich speiste ich bei der niedlichen Wirthin Hemskerk — man nannte sie nur die schöne Holländerin — meine Austern und trank meinen Port=

wein. Dort nun traf ich öfters mit einem jungen Deutschen zusammen, der mich durch sein offenes, biederes und dabei verständiges Benehmen ganz besonders ansprach, und als wir nun gar entdeckten, daß wir Beide Landsleute, Beide Badenser seien, so schlossen wir uns so herzlich an einander an, daß ich den jungen Mann, als er nach Dortrecht zurückreisen mußte, wo er in dem bekannten Handelshause van der Vieden u. Co. beschäftiget war, dahin begleitete, und der junge Holzhändler Anton Gruber war die Veranlassung, daß ich mich länger in dem alten Dortrecht aufgehalten habe, als jemals meine Absicht war!

Der alte Herr van der Vieden hatte die Freundlichkeit, dem Freunde seines Lieblings — denn daß Anton sein Liebling war, konnte man auf den ersten Blick errathen — einige Aufmerksamkeit zu erweisen, und ich brachte in einem allerliebsten kleinen Landhause des alten Herrn, im engsten Familienkreise einen köstlichen Abend zu. Die Erinnerung an diesen Abend war wohl das Schönste, was ich von meiner Holländer Reise mit nach Hause brachte, und lange, lange nachher noch, als mein Herz schon wieder anfing, hinter dem Aktentisch einzutrocknen, ertappte ich mich auf holländischen Gedankenreisen, und die reizende Tochter des Herrn van der Vieden, Rosa hieß sie, das lieblichste kleine Exemplar von einer Holländerin, spielte immer eine Hauptrolle bei diesen meinen Gedankenausflügen.

Als ich von Dortrecht abreisen mußte waren Anton und ich aufrichtige Freunde geworden.

Ich hatte seit Jahren nichts mehr von meinem holländischen Freunde in Erfahrung gebracht; nur einzelne Gerüchte waren mir über seine ferneren Schicksale zu Ohren gekommen, sie

klangen aber so romantisch und abenteuerlich, daß ich sie nur mit ungläubigem Lächeln entgegennahm.

Man denke sich daher meine freudige Ueberraschung, als ich vor einigen Monaten, auf einer Erholungsreise, die ich auf Anrathen meines Arztes in die gesunde Bergluft des lieblichen . . . . . Thales unternahm, und in welchem ich mein Standquartier in Bernbach aufgeschlagen hatte, in dem Bürgermeister dieses Ortes meinen Freund Anton Gruber wieder erkannte.

Die Ueberraschung Antons war nicht minder groß, und seine Freude war so ungeheuchelt herzlich, daß ich keinen Protest einlegte, als er noch an dem gleichen Abende mein Gepäck aus dem Adler holen ließ und dieses mit sammt meiner Person auf seinen Bauernhof übersiedelte.

Als wir den sorgsam gepflegten Garten durchschritten, der das Wohnhaus umgab, trafen wir auf ein junges Weib, das, einen prächtigen blonden Buben auf dem Arme, uns freundlich entgegentrat; zwei andere Blondköpfe von drei und vier Jahren spielten um sie herum auf dem Kiesweg.

„Madlein!“ rief mein Freund schon von Weitem und schlang herzlich seinen Arm in den meinen, „Madlein, freue Dich mit mir, ich habe meinen Freund Albert wieder gefunden! Du weißt, Albert, von dem ich Dir schon erzählt habe. Da hast Du ihn,“ und damit schob er mich vor sich her, dem reizenden jungen Weibe entgegen.

Sie bot mir mit einem so herzlichen Willkomm die Hand, erröthete dabei so lieblich und sprach so freundliche und ungesuchte Worte zu mir, daß sie schon gleich in diesem ersten Augenblicke mein ganzes Herz gewann, und ich hatte noch selten eine lieblichere Frau und anmuthigere Mutter gesehen.

Auch den Schwiegervater meines Freundes sah ich noch an demselben Abende, und lernte in ihm bald einen biedern, ehrenfesten, alten Mann mit praktischen Kenntnissen und einem reichen Schatze von Erfahrung ausgerüstet, der in dem Hause seiner Kinder, gleich einem Patriarchen geehrt wurde, achten und schätzen.

Meinen Freund Anton, den erklärten Liebling eines holländischen Millionärs, in diesem Winkel Süddeutschlands als Bürgermeister und Bauer, als glücklichen Gatten und Vater wieder zu finden, das waren Räthsel, die mir den Kopf warm machten. Als mir nun gar in dem Zimmer, welches mir in dem Hause meines Freundes eingeräumt war — sie nannten es nur die holländische Stube — gleich im Anfange ein Gegenstand in die Augen fiel, den man sonst nicht auf einem Bauernhofe zu suchen gewohnt ist, — nämlich ein von Meisterhand gemaltes großes Oelbild, eine Feuersbrunst vorstellend, und durch Figuren belebt, unter denen ich augenblicklich die sprechend ähnlichen Conterfeis des Herrn van der Vieden, seiner Tochter Rosa und meines Freundes Anton entdeckte, da kannte meine Neugierde keine Grenzen mehr, und ich verlangte von Anton als einen Beweis seiner Freundschaft und seines Vertrauens die Erzählung seiner Geschichte.

An einem herrlichen Sonntagabend nun, der die ganze kleine Familie in der schattigen Gartenlaube vereinigt hatte, erfüllte Anton sein Versprechen; und so interessant und anziehend schienen mir seine Mittheilungen, die übrigens häufig durch seine liebliche Frau und den alten Grether ergänzt werden mußten, wenn er stets nur die Verdienste Anderer hervorhob und seine eigenen bescheiden und gar zu sehr in Schatten stellte, daß ich ihm gerührt die Hand drückte und ihn

so lange mit Bitten bestürmte, bis ich von ihm die Erlaubniß erlangte, seine Mittheilungen als Stoff für eine Erzählung zu benützen.

Denn ich habe unter andern Untugenden auch die, ein wenig zu schriftstellern. So ist die obige Erzählung entstanden.

Die wenigen Tage, die ich noch im Kreise dieser liebenswürdigen Menschen zubrachte, benützte ich fleißig, um mit den hervorragendern Personen dieser Geschichte persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen.

Den Herrn Doktor Seifen-Peter hatte ich schon kennen gelernt. Er pflegte mich jeden Morgen zu rasiren und war mir schon am ersten Tage, und ehe ich nur ahnen konnte, welche interessante Persönlichkeit sich herabließ, sich mit meinen Bartangelegenheiten zu befassen, durch sein excentrisches Wesen aufgefallen.

Der alte Steuermann Steffe bewohnte das väterliche Häuschen Antons als Ruheposten. Der alte Mann, er war trotz seiner weißen Haare noch kräftig wie ein Eichenknorren, war täglich auf dem Hofe und führte persönlich das Commando über Antons prächtige Buben.

Seine Leidenschaft für holländischen Punsch hatte sich noch nicht gemindert, und ich hatte Mühe, die unerbittlichen Angriffe, die er mit diesem höllischen Getränke auf meine Residenznerven machte, abzuschlagen. Dann pflegte er lachend sein Glas zu leeren und die schmeichelhafte Aeußerung zu thun: „Außer den Flößern gebe es keine Männer mehr.“

Der Schäfer Barthel hatte sein Handwerk als Prophet gänzlich aufgegeben und stand der großen Schäferei Antons mit musterhaftem Eifer vor.

Einen köstlichen Tag brachten wir in Renseck, bei dem

Holländer Maier zu. Der wackere und ehrenfeste Holzhändler schien der glücklichste Mann unter der Sonne, und seine immer noch hübsche kleine Holländerin handhabte ihren Reinlichkeitspantoffel mit so zarter Hand, daß der brave Mann keine Ahnung davon hatte, daß er ein ganz klein Wenig unter dieser reizendsten und gefährlichsten aller weiblichen Fußbekleidungen stehe.

Herr Maier war immer noch ein Wohlthätigkeitsenthusiast; doch hatte seine kluge und vorsorgliche Frau einige Ordnung in diese Leidenschaft gebracht und der Freigebigkeitsschwärmerei ihres Mannes da und dort mit sanfter Hand ein klein Wenig den Zügel angelegt. „Mynheer ist zu gut,“ pflegte sie zu sagen, wobei sie ihre Augen mit mütterlicher Glückseligkeit auf zwei kleinen baußbäckigen Holzhändlern und einer allerliebsten kleinen Holzhändlerin haften ließ, „o, viel zu gut; da muß ich wohl selber für die kleinen Engel sorgen.“ Die Armen kamen aber deshalb nicht zu kurz, und auf zehn Stunden im Umkreise wurde der Name Maier gesegnet und sein Weib nannte man die „gute, schöne“ Holländerin, wie sie in Rotterdam nur die „schöne“ Holländerin genannt worden war.

Den Schwager Antons, Heinrich Grether, lernte ich nicht persönlich kennen; er war vollständig in das Holzgeschäft Maiers eingetreten und zur Zeit auf einer Geschäftsreise abwesend. Er war ein tüchtiger und zuverlässiger Mann geworden und der Holzhändler Maier hielt große Stücke auf ihn.

Der alte ehrwürdige Herr Feldner lag seit zwei Jahren schon unter dem kühlen Rasen, und drei Gräber waren es jetzt auf dem Kirchhofe zu Bernbach, welche von Madlein mit frommem und dankbarem Herzen gepflegt wurden.

„Und von Rosa hast Du mir nichts gesagt,“ fragte ich

Anton und ärgerte mich über mich selbst, daß ich unwillkürlich roth wurde, als ich fragte.

Anton lachte und drohte mir mit dem Finger. „Die mußt Du Dir aus dem Sinne schlagen, mein armer Albert. Rosa ist glücklich verheirathet, und vor zwei Jahren hat mein Wohlthäter und zweiter Vater, Herr van der Vieden, mit seinen glücklichen Kindern, auf einer Reise in die Schweiz uns mit einem längern Besuche erfreut. Wir unterhalten einen lebhaften Briefwechsel, und in einem seiner letzten Schreiben hat er mich benachrichtigt, daß den saubern Herrn van der Ryn endlich sein wohlverdientes Schicksal ereilt hat, und daß er wegen betrügerischen Banquerottes gefänglich eingezogen ist."

„Und Dein Freund, Capitain Hendrick?" fragte ich mit großer Befriedigung über die erhaltene Nachricht. „Der wird hoffentlich gehenkt worden sein?"

„Nicht ganz, aber nicht viel weniger," antwortete Anton lachend. „Sein Freund und Gönner, van der Ryn, hat ihn schon ein Jahr vor seinem eigenen Sturze, aus Dankbarkeit für geleistete Dienste, an's Messer geliefert und ihm, da sein Vertrauter anfing ihm etwas unbequem zu werden, einen Freiplatz in einer Strafkolonie Australiens verschafft. Der edle Hendrick war aber etwas zu tief eingeweiht in die Geheimnisse seines Herren, und seinen vertraulichen Mittheilungen ist es zu danken, daß die holländische Regierung in den Stand gesetzt wurde, den Hauptvogel selbst zu fangen. Es ist leicht möglich, daß Herr van der Ryn Gelegenheit erhalten wird, seinem Freunde Hendrick in Australien die Gefühle seiner Dankbarkeit persönlich auszudrücken."

„Bravo!" rief ich, und umarmte Anton im Entzücken meines Herzens. „Bravo! Das ist ja herrlich, das giebt ja

eine wirkliche moralische Erzählung. Die Tugend siegt, das Laster wird vernichtet! Und jetzt noch eine Frage: Was macht der dicke Bootsmann Hans Hosenlupf, und der dünne Buchhalter Herr Biesenrode?"

„Mein Freund Hans ist, wie ich von Herrn van der Vieden erfahren, noch das nämliche dicke Original, das er vor fünf Jahren gewesen, und seine Anhänglichkeit an mich ist so groß, daß er mir sogar vor einiger Zeit einen Brief geschrieben, wahrscheinlich den ersten Brief seines Lebens; denn die Buchstaben sahen alle aus wie Schiffsanker, Steuerruder und Geneverflaschen, und er roch stark nach Theer; es war mir nicht möglich, auch nur ein einziges Wort zu entziffern. — Herr Biesenrode ist von seinem Chef als Theilhaber in das Geschäft aufgenommen worden; es war das einzige Mittel, ihn vom Hungertode zu erretten."

„Was, vom Hungertode!" rief ich erstaunt.

„Ja, vom Hungertode," bestätigte Anton. „Dieser würdige Mann hatte das Unglück, in den letzten Jahren an Körperfülle in einer Weise zuzunehmen, die er für seine untergeordnete Stellung als durchaus unpassend, ja geradezu als respektwidrig und als eine wahre Beleidigung für die Firma erklärte. Er unterwarf sich daher mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit einer Hungerkur, und ich glaube, er würde zu Grunde gegangen, und ein Opfer seiner Grundsätze geworden sein, wenn Herr van der Vieden ihn nicht zum Associé angenommen und ihn dadurch in eine Stellung gebracht hätte, die ihn — nach seiner originellen Ansicht — berechtigte fast eben so stattliche Waden zu tragen, als der Chef der Firma selbst."

Das sind die Schicksale der Hauptpersonen unserer Geschichte, und nun zum Schlusse noch einige Worte über Anton selbst.

Auf meinen Streifereien in Bernbach und Umgegend machte ich Beobachtungen, die mir einen hohen Begriff von der Einsicht und der Wirksamkeit Antons in seiner Eigenschaft als Bürgermeister beibrachten. In Bernbach selbst herrschte eine Ordnung und eine Sauberkeit, die einen wohlthuenden Gegensatz bildete zu andern Orten, wo es den Bauern nur wohl zu sein scheint, wenn sie buchstäblich in Koth und Unrath waden können; wo sie ihren Enthusiasmus für die Landwirthschaft auf keine zweckmäßigere Weise an den Tag legen können, als daß sie vor ihren Thüren und Fenstern Berge von Misthaufen aufthürmen und Seen von Mistlachen anlegen, so daß man sich, um in die menschlichen Wohnungen zu gelangen, förmlich durch den Mist hindurcharbeiten muß.

In Bernbach waren die Misthaufen — dieser Stolz des Landmannes — unerbittlich von der Straße weg, hinter die Häuser verbannt. Die Straße selbst war stets sauber abgeschlämmt und mit Wasserabzugsgräben versehen, und gar zierlich machten sich die kleinen Gärtchen vor den Häusern, jedes mit einer Sitzbank, auf der die Familie nach dem Betzeitläuten, oder an Sonntagen, der Ruhe pflegte und plauderte, und die Nachbarn sich gegenseitig besuchten.

Draußen, in der Gemarkung selbst, war ich erstaunt über den guten Zustand der Straßen und Feldwege, in der Regel die Stiefkinder der Gemeinden, wenn sie aus dem Gemeindesäckel erhalten werden müssen. Ich fand die Wiesenkultur durch Anlage neuer Wässerungs-Einrichtungen bedeutend verbessert, und auf einer großen sumpfigen Fläche von mindestens zweihundert Morgen, waren eben viele Menschen beschäftigt, sie in kulturfähigen Stand zu setzen. Kurz, überall traf ich auf Verbesserungen und Verschönerungen, und unverkennbar

war es eine tüchtige Meisterhand, welche in kurzer Zeit all diese Wunder vollbrachte.

Es war am Abende vor meiner Abreise, als ich mit Anton hierüber sprach und ihm über seine Wirksamkeit meine Bewunderung ausdrückte. Anton war sichtlich erfreut über diese Anerkennung und drückte mir herzlich die Hand. „Glaube mir, Albert,“ sagte er, „es war ein hartes Stück Arbeit, Alles dieses durchzusetzen; denn wir Bauern haben harte Köpfe. Wir kleben mit bekanntem Eigensinne an dem Alten und Hergebrachten; wir nehmen jede Neuerung mit Unglauben und Mißtrauen auf, und es ist schwer, uns Etwas glauben zu machen, wenn wir's nicht mit Händen greifen können. Kommen nun gar die landwirthschaftlichen Reformatoren in schwarzen Fräcken, mit goldenen Brillen und gelehrten Gesichtern und wollen uns Vorlesungen halten über Wiesenverbesserungen und Waldkultur, dann lacht ihnen der Bauer in's Gesicht und wendet ihnen den Rücken. Der Bauer will nur vom Bauern lernen. Es ist meine innige Ueberzeugung, daß das wahre Glück nur in dem heimathlichen Boden wurzelt, man muß es nirgend anderswo suchen wollen. Aber gut ist es, wenn da und dort einmal Einer hinausgeworfen wird in die Fremde; denn wenn er Augen und sonst noch etwas im Kopfe, und das Herz auf dem rechten Flecke hat, so wird er draußen etwas gelernt haben, und wird einen Schatz von Wissen und Erfahrungen mit heimbringen, der dann seinen Mitbürgern zu Gute kommt. Ich habe in Holland manches Schöne gesehen, und manches Nützliche gelernt, und es war ein glücklicher Umstand für mich, daß das Vertrauen meiner Mitbürger mich zu einem Posten erhob, wo ich mein Wissen zum Nutzen der Gemeinde verwerthen konnte. Aber das ging

nicht so leicht. Als ich im ersten Jahre meiner Bürgermeister=lichen Herrschaft einer Gemeinde=Versammlung meine Ver=besserungs=Projekte vorlegte, und ihre Zustimmung zu einem bedeutenden Kostenaufwande verlangte, da bin ich mit Glanz durchgefallen, und meine Popularität war so sehr erschüttert, daß ich, wenn ich's nicht schon gewesen wäre, nimmermehr Bürgermeister geworden wäre. Da fing ich's anders an. Zuerst machte ich mich an die Verschönerung des Dorfes selbst. Ich gewann einige tüchtige und einsichtsvolle Bürger für meine Plane; diese entfernten die Misthaufen von der Straße, hiel=ten diese vor ihren Häusern rein, und legten kleine Gärtchen vor ihren Thüren an. Die andern Bauern lachten. Aber das Ding sah so nett und appetitlich, und so gemüthlich aus, daß einer oder der andere der übrigen Mistfinken sich zu schä=men anfing, und ein Gärtchen um das andere entstand vor den Häusern, und nach vier Jahren war Bernbach so nett und rein=lich, daß es sich jetzt mit einem holländischen Dorfe messen kann."

„Die Wiesen in der ganzen Gemarkung waren in einem erbärmlich vernachlässigten Zustande. Ich sprach kein Wort mehr darüber; aber ich ließ einen Wiesenbaumeister kommen, und ein mir gehöriges, gänzlich versumpftes Wiesenstück von zwanzig Morgen mit sehr bedeutenden Kosten planiren, ent=wässern und drainiren, und die Bauern lachten wieder über mich, als einen Narren. Aber das Lachen verging ihnen. Schon im ersten Jahre gaben meine Wiesen doppelten, im zweiten Jahre den vierfachen Ertrag, und jetzt gingen meinen Bauern die Augen auf; jetzt fingen sie an zu rechnen, und jetzt kamen sie zu mir gelaufen und . . . Nun, das Resultat hast Du gesehen, Albert. Unsere Wiesen sind jetzt die schön=sten im Thale, und eben wird der große Bruch, der bisher

nur ein Sumpfloch war, zu Wiesen umgewandelt. — Die Bernbacher hatten bis dahin keine Mühle und mußten ihr Getreide weit in das Thal hinaufführen, und doch war zur Anlage einer Mühle hinreichende Wasserkraft vorhanden. Ich schlug vor, auf Gemeindekosten eine Mühle zu bauen und den Betrieb zu verpachten. Die Bauern lachten mich abermals aus und ich fiel mit meinem Antrage durch. Jetzt baute ich die Mühle mit meinem eigenen Gelde, setzte einen tüchtigen Pächter darauf, und siehe da, die Mühle ist die gesuchteste auf zehn Stunden im Umkreise. Nun fingen meine Bauern an Respekt zu bekommen. Ich hatte ihr Vertrauen mir erzwungen, und jetzt hatte ich mit meinen übrigen Verbesserungs-Projekten gewonnenes Spiel, und ich hoffe noch Manches zum Nutzen meiner Mitbürger wirken zu können."

„Siehe, Albert," rief mein Freund in einem fast begeisterten Tone, „das Wirken und Schaffen in der Heimath allein ist es, was dauernd und wahrhaft befriedigt, und wenn wir auch einmal ausfliegen, so sollte es nie anders geschehen, als wie die Biene, die ausfliegt, um mit Honig beladen wieder zum Stocke zurückzukehren. Mögen Andere draußen Ehre und Reichthümer sammeln, sie sind nicht zu beneiden, wenn ihnen die Heimath darüber verloren geht, denn in der Heimath allein wurzeln unsere herrlichsten Gefühle, in ihr lernen wir uns als Stück eines Ganzen achten, in ihr finden wir unser Glück und unsere Liebe, und in ihr lernen wir unser großes gemeinsames Vaterland lieben, — und unser deutsches Vaterland über Alles!"



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bürklin, Albert,

Toni und Madlein Eine Erzählung. (Illustrirt von G. Kühn.)

Lahr [1869]